



Die Erlöserin.

Erzählung

von

Alexander Kömer.

I.

Draußen heulte der Schneesturm. Drinnen in dem kleinen Zimmer schüttete eine Achtzehnjährige mit glühend heißen Wangen ihr Herz aus vor der älteren Freundin, ihrer Lehrerin.

„Ich mußte erst hierher laufen zu Ihnen, Fräulein Toni, ich mußte es Ihnen zuerst sagen.“
„Gott segne dich, Kind, bleibe so glücklich, wie du dich heute fühlst.“

„O Fräulein Toni, daß es so viel Seligkeit giebt! Morgen kommt er und hält um mich an bei den Eltern. Ich weiß es, daß sie ja sagen, er ist ja solch ein einziger, prachtvoller Mensch, und dann verloben wir uns unter dem Weihnachtsbaum offiziell. Ist das nicht himmlisch, nicht unendlich poetisch, Fräulein Toni?“

Die Augen der Achtzehnjährigen strahlten, und Toni Helmersen, die achtunddreißigjährige, staatlich geprüfte und seit zehn Jahren an der höheren Töchterschule angestellte Lehrerin sah gutmütig lächelnd, ein klein wenig spottend auf die Erregte, die sich in ihrem Glückstaumel gar nicht zu fassen wußte.

„Ja, Kind, die Wogen gehen hoch, es ist das richtige himmelhoch Jauchzen.“

„Fräulein Toni, ich begreife es eigentlich nicht, warum Sie sich nicht verheiratet haben, Sie — so frisch und lustig, so klug und gut. Sie waren gewiß auch hübsch in Ihrer Jugend.“

Die naive Kleine hatte keine Ahnung davon, daß ihre Worte verlegend klingen könnten für die, an die sie sie richtete. Ueber Toni Helmersens Züge war ein flüchtiges Zucken geflogen, von der mit sich allein beschäftigten jungen Braut unbeachtet; dann lachte sie unbefangen und herzlich.

„Mein liebes Kind, wenn nun solch ein Einziger und Rechter nicht auftaucht, während man Achtzehn oder Zwanzig zählt und noch die köstliche Vergrößerungsbrille trägt, die uns den Herrlichsten von allen vorzaubert, dann ist's allemal eine bedenkliche Sache. Als ich achtzehn Jahre alt war, hockte ich über den Büchern und arbeitete unverdrossen, denn niemand sonst arbeitete für mich. Ich stand schon damals auf eignen Füßen.“

„O Gott, wie gräßlich! Armes Fräulein Toni!“

„Kindskopf! Als ob das etwas Schreckliches gewesen wäre; ich fühlte mich sehr frisch und froh dabei.“

Endlich verabschiedete sich die Kleine. Toni drückte einen herzlichen Kuß auf die frischen Lippen und geleitete die Scheidende hinaus bis zur Hausthür und sah ihr noch nach, als sie mit leichten, besüßelten Schritten dahin eilte mit ihrem liebeseligen Herzen.

Dann riß der Sturmwind Toni den schweren Thürflügel aus der Hand, er fiel krachend ins



Im Biergarten. Nach dem Gemälde von R. Egersdörfer.

Schloß. Auf dem spärlich erleuchteten Flur war es grimmig kalt; sie kletterte die Stiege hinauf und trat in ihr Stübchen. Wie öde und düster erschien es ihr plötzlich.

Die Kohlenlut im Ofen war erloschen, bei den stürmischen Ergüssen der jungen Braut war ihr nicht Zeit geblieben, nach dem Feuer zu sehen. Die kleine bescheidene Arbeitslampe verbreitete ihren Schein nur über den Tisch vor dem mit modernem Veloursstoff überzogenen Sofa und beleuchtete grell die kürzlich neu angekauften Tischdecken.

Alle übrigen Gegenstände verschwanden im Halbdunkel: Das altmodische Schreibpult aus dem elterlichen Nachlaß, der gepolsterte Großvaterstuhl, der hohe Mahagonischrank mit den vielen Schubfächern. Sie hatte damals bei der Erbteilung nach der Mutter Tode die verbrauchteren und unmodernerer Möbel für sich behalten, die besseren der verheirateten Schwester überlassen, deren Aussteuer auch nur dürftig ausgefallen war.

Mit den verschiedenen gelegentlichen Neuanschaffungen aus eignen Mitteln im Laufe der Jahre ließ sich doch kein einheitliches Ganzes schaffen, was ihren angeborenen Geschmack befriedigt hätte, aber spießbürgerlich sah das Stübchen dennoch nicht aus. Die ganze Einrichtung machte vielmehr einen hübschen Eindruck, besonders am Tage, wenn draußen die Sonne schien.

Ja, sie stand auf eignen Füßen, schon lange, und das war ihr Stolz und ihr Glück.

Sie trat zögernd an den Tisch, zauderte noch ein paar Minuten wie in widerstrebendem Empfinden, dann nahm sie die Lampe und trat vor den Spiegel.

Als die Kleine da vorhin so arglos sagte: „Früher waren Sie gewiß einmal hübsch“, hatte sie ein Strom weiblicher Gütlichkeit durchzuckt, den sie nicht mehr in sich vermutete. War sie denn schon so uralt? Sie prüfte sich in diesem Augenblick objektiv, als sei das da im Spiegel vor ihr auftauchende ein ganz fremdes Antlitz.

Dunkelbraunes, glänzendes, noch sehr volles Haar, eine breite gewölbte Stirn, graue, entschieden nicht blöde oder verträumt in die Welt blickende Augen, nach den Schläfen zu allerlei kleine, aber doch merkbare Fältchen, kräftige, wohlgebildete Nase, und der Mund — beweglich, ausdrucksvoll, mit seinen starken, ferngesunden Zähnen — das mußte ihre hübscheste Partie gewesen sein in der Jugend, die nun schon so weit hinter ihr lag.

Dieser Mund lachte jetzt, als er sich so sonderbar und ungewohnt kritisiert sah, und die Augen lachten, und alle Mienen verzogen sich zum Spott.

Du albernes Ding, du, was fällt dir heut abend ein, dich im Spiegel zu mustern. Wen kümmert dein Aussehen? Dich selbst am allerwenigsten!

Sie setzte die Lampe wieder auf den Tisch und holte tief Atem.

Ja, nun galt es wohl, den Koffer fertig zu packen für die morgende Fahrt. Sie ging ja in die Ferien zur verheirateten Schwester.

Nahe Verwandte besaß sie außer dieser gar nicht, und es war ja immerhin schön, das Fest in einem Familienkreise erleben zu können. Wenn nur — na, es lag vielleicht an ihr, daß sie sich in des Schwagers Art so schlecht fand, daß sie sich über der Schwester wachsende Verimpfung im Alltagsgetriebe ärgerte und die Kindererziehung im Hause der Verwandten tadelte. Aber hausbacken, toblangweilig war es bei Oberförster Kammers in Lenzkirchen, das blieb unbestritten, und verschiedene andre Menschen, die da verkehrten, fanden das wahrscheinlich auch. So zum Beispiel — aber freilich, der sollte nach ihres Schwagers Ausspruch ein verschrobener Sonderling sein, und da Oberförster Kammers sich für einen unfehlbaren Menschenkenner hielt, war an dem Urteil nicht zu rütteln. Sie selbst kannte den Herrn Bürgermeister Neubek viel zu wenig, um über seine Charaktereigenschaften zu entscheiden. Bürgermeister in Lenzkirchen, das war kein überwältigendes Amt, aber er war aus seinem Kreise in den Landtag gewählt und kam dadurch alle Jahre ein paarmal heraus nach Berlin. Daher hatte er natürlich einen etwas weiteren Blick, und seine Unterhaltung berührte mitunter Thematika, die in Lenzkirchen sonst nicht an der Tagesordnung waren.

In der Einförmigkeit des dortigen Lebens war ihr die Bekanntschaft mit Neubek im Sommer während der Hundstagsferien eine Erfrischung gewesen. Sie dachte gern an die Spaziergänge zurück, die sie, sich von ungefähr treffend, miteinander gemacht hatten.

Schade, daß er mit ihrem Schwager gar nicht harmonierte und daher sehr selten ins Haus der Schwester kam.

Ihre erste Anknüpfung hatte sein Hund bewirkt. Muß, der graue, eigentlich furchtbar häßliche Affenpintcher, den sie aus einem ungleichen Kampf mit einem bösen bissigen Fleischerhund befreite, war von seinem ihn ängstlich suchenden Herrn in ihrem schützenden Arm gefunden worden, winselnd und blutend, knapp einem kläglichen Tode entronnen. So war die erste

Begegnung zwischen ihr und Herrn Neubek eine sehr warme gewesen.

Toni Helmersen suchte alle Säckchen, die sie für die Kinder gearbeitet und gekauft hatte, zusammen und legte sie in den Koffer, auch den gehäkelten warmen Kragen für die Schwester und das Sammetkappi für den Schwager. Jetzt holte sie ein in Seidenpapier gewickeltes Päckchen hervor und löste die Umhüllung. Ein rotes Halsband mit Schleife und eine Wurst für Muß. . . Sie lächelte, widelte es sorgfältig wieder ein und legte es zu den andern Gegenständen. Ihren kleinen dankbaren Freund, der ihr, wo er sie nur erblickte, schweißbedend und freudig bellend entgegen sprang, mußte sie doch bedenken.

Freilich, ob sie ihn sah, der ohne seinen Herrn nicht viel hinaus kam, war fraglich. Gemeinsame Spaziergänge mit Herrn Neubek waren in diesen Wintertagen kaum zu erwarten.

Nun, daran lag ja auch weiter nichts. Lange wollte sie diesmal ihren Ferienaufenthalt überhaupt nicht ausdehnen, sie hatte sich vorgenommen, zu Neujahr heimzukehren in ihre stille Klause, sich auszuruhen, viel zu lesen, wozu sie während der Arbeitsmonate und auch im Hause der Schwester nur zu selten Muße fand.

Erholung bedeutete eine Ferienzeit, in dem unruhigen Haushalt der Oberförsterei verbracht, überhaupt kaum.

Sie schloß den Koffer, in den am nächsten Morgen nur noch die Toilettengegenstände zu legen waren, hüllte sich in ein warmes Tuch und nahm ein Buch zur Hand. „Berliner Höllenfahrten“ lautete der Titel. Abgerissene Bilder, in meisterhafter Darstellungskunst hingeworfen, ernste, humoristische, einige voll beißender Satire. Der Puls schlug der Großstadt!

Mein Gott, in welch tragem, flauem, fiedendem Gewässer trieb dagegen ihr Lebensschiff dahin. Wie konnte man überhaupt das Dasein, wie sie es führte, Leben nennen!

Und war es je anders gewesen, solange sie denken konnte? Die Kinderzeit — rosig war sie nicht. Der Vater lag damals schon krank, Beamter mit kleinem Gehalt. Als sie zehn Jahre alt war, starb er. Danach Trauer, Sorgen, farger Haushalt. Sie, als die Älteste, wurde früh aufs Erwerben angewiesen. Da sie rasch in den Klassen vorwärts kam und jede geistige Arbeit leichter als andre bewältigte, so gab sie, neben ihren Studien für das Gramen, Jüngeren, Zurückgebliebenen schon Nachhilfestunden.

Dann, mit achtzehn Jahren, begann ihre Tätigkeit als Lehrerin, zuerst in Privatinstituten, jetzt, seit zehn Jahren, an der städtischen höheren Mädchenschule, wo sie feste Anstellung mit Pensionsberechtigung hatte.

Bis zu ihrem dreißigsten Lebensjahr galt es noch, daneben die Mutter zu stützen und zu pflegen. Dora, die zwei Jahre jüngere Schwester, hatte sich ja früh verheiratet und bei den Anforderungen, die ihre eigne Familie an sie stellte, niemals etwas für die Mutter übrig gehabt.

War bei solch einem Lebenslauf eigentlich Jugenderfindung möglich gewesen?

Ihre Wangen brannten, ihre Augen leuchteten über dem Buch. Und dabei immer und heute noch dieser Hunger nach etwas anderm, nach höheren geistigen Genüssen. Kunst, Poesie, breiter Strom anregenden Lebens, Verkehr mit Menschen, die in diesem Strome schwammen und mitthäten — dahin ging von jeher ihre ungestillte Sehnsucht.

Sie klappte das Buch zu und schauerte zusammen. Wie still war es um sie her, wie öde!

Jetzt hörte sie draußen das Mädchen der Wirtin rumoren, das ihre Bedienung mit versah. Sie eilte an die Thür.

„Mina! Sie haben mir wieder nicht genügend Kohlen hereingestellt; es ist hier bitter kalt. Bitte, heizen Sie morgen früh zeitig, ich muß um acht Uhr frühstücken, mein Zug geht vor neun Uhr.“

Ein mürrisches Gebrumme war die Antwort.

Seufzend schloß Toni die Thür und schickte sich an, zu Bett zu gehen.

II.

Am andern Morgen, nachdem Toni ihr Frühstück, dank der trügen Mina, im kalten Zimmer eingenommen hatte, dampfte sie mit dem ersten Zuge gen Lenzkirchen. Um die Mittagsstunde traf sie dort ein.

Frida, die vierzehnjährige, und Peter, der neun-jährige, waren am Bahnhof, sie zu empfangen. Frida, ein hoch aufgeschossenes, sehr mageres Mädchen mit langen, flachsfarbenen Zöpfen und einem gezierten, schnippischen Zug in dem stumpfnasigen Kindergesicht, begrüßte sie mit ihrer hellen, scharfen Stimme.

„Ach, Tante Toni, du hast eine ganz rote Nase, ich kannte dich eben gar nicht. Du hast auch einen neuen Hut! Ach, einen Filzhut mit einem Stuh, wie komisch!“

Der kleine Peter war harmloser. Er schob seine in dicken wollenen Fausthandschuhen steckenden Händchen zutraulich anschnüggend unter Tante Tonis Arm. Sein

frisches rundes Gesicht unter der Pelzmütze mit Ohrenklappen lachte sie kindlich an; während er mit strahlenden Augen die Konfektstüte faßte, die aber Frida rasch zum Verteilen an sich nahm, plauderte er eifrig allerlei durcheinander.

„Hast du mir ein Schaukelpferd mitgebracht? Vater sagt, wenn ich eins haben will, soll ich es mir von dir schenken lassen, ihm ist es zu teuer.“

„Ach, du dummer Peter, was schwachst du da, als ob Tante Toni so viel Geld hätte. Tante Toni braucht ihr Geld allein für ihre Hüte und Kleider, sagt Mama. Uebrigens, deine Stube ist noch gar nicht fertig. Tante, Mama und die Mädchen hatten so furchtbar viel zu thun; es werden Honigkuchen gebacken heute, und Mama meinte, die Gardinen stecktest du dir wohl allein auf.“

„So — na, hoffentlich hat Trina wenigstens ein gutes Feuer gemacht oben bei mir.“

„Ich weiß nicht, Tante; gescheuert hat sie da aber vorhin, das habe ich gehört.“

„Na, das sind ja nette Aussichten“, meinte der neu angekommene Gast mit einem Anflug von Galgenhumor, „nasse Dielen, kalter Ofen und gardineloze Fenster.“

Frida sah listig zu ihr auf, als ob sie die Wirkung ihrer Nachrichten mit einem gewissen Behagen beobachtete.

Toni schritt rüstig aus durch die Straßen der kleinen Stadt, wo die Häuser mit ihren gefrorenen Fenster Scheiben tot und öde aus sahen und man kaum einem Menschen begegnete.

Die Oberförsterei lag eine Strecke weiter am Rande des Waldes, der sich im Westen des Städtchens in beträchtlicher Ausdehnung hinzog. Ein einstöckiges, hinter freundlichem Vorgarten liegendes Gebäude mit Giebeln nach vorn und an den Seitenfronten.

Die Kinder liefen voran und öffneten die schwere Haustür, über der ein stattliches Hirsgeweih thronte; auch die Dielen war mit Jagdtrophäen, mit Geweihen von Vier- und Sechszehnern und einer Anzahl Rehgehörne geschmückt.

Karo und Diana, die weiß und braun gefleckten Jagdhunde, die behaglich ausgestreckt drinnen auf der Diele lagen, begrüßten auffpringend mit kurzem Gebell die Eintretende, wedelten mit den Schweifen, als sie den wohlbekannten Gast witterten, und lehrten in würdevoll ruhiger Haltung zu ihren Lagerplätzen zurück.

Die Frau Oberförsterin, eine wohlbeleibte, robust und entschieden älter als Toni aussehende Frau erschien jetzt und bewillkommnete die Schwester.

„Na, da seid ihr ja endlich, wir warten schon mit dem Essen; der Zug hat sich wohl verspätet?“

Freilich war das der Fall gewesen bei diesem Schneewetter. Jetzt schien aber die Sonne und machte alles freundlich.

„Geh rasch hinauf und lege ab, mein Mann muß bald wieder ins Holz. Wir haben hier sehr viel zu thun, man weiß nicht, wie einem der Kopf steht. Oben bei dir ist auch noch nicht alles in Ordnung; na, du hilfst ja später“, meinte die Hausfrau.

Toni kletterte eilig die schmale Treppe zu ihrem Giebelstübchen hinauf. Sie ließ Frida unten bleiben und nahm nur Peter, der durchaus ihre Tasche tragen wollte, mit hinauf. Oben war es nicht ganz so schlimm, wie Frida es gemalt; ein kräftiges Holzfeuer brannte im Kachelofen. Toni warf rasch noch ein paar Scheite in die Glut, Holzvorrat gab es ja im Oberförsterhause; die Dielen waren benahe trocken, allzuviel Wasser hatte Trina nicht verschwendet, frisch gewaschene Gardinen lagen auf dem überzogenen Bett, und Toni war gern bereit, sie sich morgen selbst zu befestigen.

Peter plapperte neben ihr, bewunderte jedes Stück ihrer Garderobe, und als sie ihr Haar vor dem kleinen Spiegel glatt strich, fand sie, daß sie in ihrem dunkelblauen Haus- und Reisefleide von modernem Schnitt, mit dem schmalen, schneeweißen Linnenragen am Halse ganz gentil aussähe. Die Schwester in ihrem vernachlässigten Anzug war ihr vorhin gar zu salopp erschienen.

Bei Tisch begrüßte sie denn auch der Schwager. Eine kräftige Gestalt mit einer Miene, die meist eine einschüchternde Wirkung auf seine Umgebung übte. Sein Willkommen war nur kurz, er schien nicht in brillanter Laune zu sein, und die beiden Kleinsten, der fünf- und der dreijährige, die aus der Kinderstube kamen, wandten bei dem donnernden Anruf des Vaters mit zum Weinen verzogenen Mienen die Köpfe seitwärts. Toni nahm sie auf den Arm, küßte sie und beförderte sie an ihre Plätze. Dabei erhellten sich die kleinen Gesichter.

Die Unterhaltung bei Tisch war nicht sehr lebhaft, Toni wußte kaum etwas zu berichten, was in diesem Kreise Interesse erweckt hätte, und der Hausherr warf seiner Frau einzelne grollende Bemerkungen hin über allerlei Leute, die ihn geärgert hatten. Zu diesen gehörte heute wieder der Bürgermeister Neubek, ein Name, der ein verstohlenes Lächeln auf Tonis Zügen hervorrief.

„Dieser hochmögende Herr, der sich hier als regierendes Haupt fühlt, schickt mir da den Tannenbaum.“

den ich für die Weihnachtsbescherung im Siechenhause bestimmte, zurück mit dem Bescheid, das sei keine Tanne, wie sie in einen Versammlungsraum gehöre. Soll ich da für die alten Weibchen etwa noch extra eine Staats-tanne fallen lassen? Donner und Doria! Dieser Nergler mit seinen verrückten Grillen und Sonderbarkeiten!"

"Was hast du denn nun gethan, Mäme?" bemerkte Frau Dora, die die Entrüstung ihres Gatten zu teilen schien.

"Ich hab's dem Unterförster überlassen, was er hinschicken will. Unter meiner Aufsicht war ausgesucht worden, und wenn für die Spittelweibchen diesmal nur ein kleines Bäumchen übrig blieb, so war das gerade gut genug. Aber der Herr Oberhinaus, das selbstherrliche Stadtoberhaupt, mußte wieder einmal zeigen, was er kann. Himmelsackerment, ist mir dieser Schnüffler ein Greuel!"

"Man könnte es ihm ja auch anders auslegen, Schwager; als ein Zeichen seines guten Herzens, das den Alten und Gebrechlichen das Beste gönnt," warf Toni dazwischen.

Oberförster Kammers rechte seine Hünengestalt und sah seiner vorlauten Schwägerin scharf ins Gesicht. "So — ach! So — ja, richtig! Du hast ja wohl im Sommer seine Bekanntschaft gemacht und Stell-dich-eins auf einsamen Pfaden mit ihm gehabt. In deinen Jahren hab' ich das nicht für gefährlich gehalten, aber behalt dein Urteil über Menschen, die du weiter nicht kennst, lieber für dich. Denn was er dir da vielleicht vorgequatscht hat, wird sich wohl in Wolfenkuudschheim beweisen haben — ihm sollen zuweilen auch solche Schrecken kommen, aber der Mensch, wie er wirklich ist, zeigt sich da nicht."

Toni hörte die unartige Rede merkwürdig kaltblütig an, sie wurde nicht einmal rot. Sie nahm sich seelenruhig noch ein Stück Bratwurst auf ihren Teller und sagte gelassen: "Daß du ein höflicher Mann wärst, kann man dir wirklich nicht nachsagen, Schwager. Im übrigen stimmt alles so ziemlich. Wir, Herr Bürgermeister Neubek und ich, haben mitunter einen Platz verabredet, wo wir uns treffen wollten zu einem gemeinsamen Spaziergang, und ich habe mich sehr angenehm mit dem Herrn unterhalten, vorzugsweise über Gegenstände, die du ins Wolfenkuudschheim verweisen würdest. Und ich habe mich auch alt genug dazu gefühlt, um die für mich aufreißenden Momente harmlos zu genießen."

"So, so — aufreißend waren also die Unterhaltungen mit dem trockenen Gefellen? Na — es ist gut, daß der Geschmack verschieden ist."

"Ja, Schwager, das ist ein rechtes Glück, und daß jedes Tierchen sich sein besonderes Pläsierchen sucht." "Ach, Kammers meint es ja gar nicht böse, Toni," warf Frau Dora ein, "er will dich nur ein bißchen necken. Uebrigens, Scherz beiseite, Neubek wäre gar keine üble Partie für dich, Toni; er soll ein hübsches Vermögen haben."

Jetzt wurde Toni rot und wandte sich ärgerlich ab. "Bitte, nun wollen wir das Thema fallen lassen, sonst wird es erbärmlich sad."

Nach Tisch nahm Toni sich die beiden Ältesten, auch Friß, den fünfjährigen, und wanderte mit ihnen hinaus zu dem Teich im Walde, wo es sich so gut schlittschuhlaufen ließ. Man war da völlig geschützt gegen scharfe Winde, und auf dem Wege dahin fand Toni ein paar bekannte gefällige Waldarbeiter, die die Schneeschicht von der spiegelglatten Fläche entfernten.

Die Kinder waren äußerst vergnügt, Peter und Frida liefen schon ganz geschickt, Frißchen besaß noch keine Schlittschuhe, er amüsierte sich mit Glitschen und Laufen.

Toni selbst war eine gewandte Schlittschuhläuferin, die frische Bewegung that ihr gut, sie fühlte sich leichter, jünger, lebensfroher als in der lehrerhaften Zeit. Es war ganz menschenleer und still ringsum, in dem kleinen Städtchen wurde nicht viel Eisport getrieben, dazu lag dieser Teich ziemlich weit entfernt.

Endlich rief Toni die Kinder zusammen; es war Zeit zum Heimkehren. Sie setzte sich auf einen Stein am Ufer und löste ihre Schlittschuhe. Da erscholl hinter ihr klaffendes Gebell. Ehe sie sich besinnen konnte, schnupperte eine unter grauem Gezettel hervorlugende schwarze Schnauze an ihrer kalten Wange, und Ruff sprang und leckte, bellte und tollte um sie herum. Es war geradezu rührend, in welchen Ausdrücken das Tier seine wilde Freude kund zu geben sich mühte.

Sie warf ihre Schlittschuhe zu Boden und erwiderte die ihr gezollten Liebesungen, nahm das Tierchen auf den Arm, wo es sich dicht an sie schmiegte, nur seinen von den zottigen grauen Strähnen umwallten Kopf mit den glänzenden runden Augen unter ihrem Arm hervorstreckend.

"Ruff! Ruff!" erscholl eine Stimme von oben aus dem Waldweg.

Toni war aufgesprungen und wandte sich um. Da stand eine hohe, hagere, in einen Pelz gehüllte Männergestalt, zog jetzt den Hut und grüßte.

"Ach, Sie sind es, Fräulein Helmersen? Ich wußte gar nicht, was dem tollen Tiere einfiel."

"Er hat mich schon von weitem erkannt," rief sie, seinen Gruß erwidern, lebhaft, "das ist doch bewundernswürdig, ich bin ihm ja seit Monaten nicht wieder vor Augen gekommen."

Sie streichelte das Tier, das sie noch im Arm hielt. Bürgermeister Neubek war nahe herangekommen, er schüttelte jetzt ihre Hand.

"Wenn er ein so kurzes Gedächtnis hätte, würde ich ihn nicht trennen," meinte er.

Die Sonne sandte noch einen letzten Scheidestrahle über die stille Waldböschung und erhellte das Gesicht des neuen Ankömmlings. Ein scharfgeschnittenes, strenges Männerantlitz mit grämlichen Furchen, in diesem Augenblick durch den Sonnenstrahl von außen und von innen, der es erwärmte, viel milder erscheinend. Wer den Bürgermeister hier und in dieser Situation sah, würde ihn nicht einen Sonderling und schrullenhaften Grübler genannt haben.

"Also zum Fest richtig eingerückt. Dachte es wohl mitunter, zweifelte aber doch, ob Sie sich zu dieser Wintersonne aus Ihren großstädtischen Genüssen lösen würden."

"Großstädtisch? Nennen Sie Hellhorn eine Großstadt? Freilich, Gymnasium, städtische höhere Mädchenschule, Kreisgericht ist vorhanden, aber weder Theater noch sonstige den Geist anregende Genüsse."

"Im, richtig, ich habe es schon im Sommer gemerkt, Sie wünschen sich dergleichen. Ich bin ja dazu verurteilt, ein paar Monate im Jahre in Berlin zu verleben, wo die Herrlichkeiten, nach denen es Sie verlangt, voll auf zu haben sind; ich lebe da meinen Berufspflichten, im übrigen wie auf dem Dorf. Um das dort zu finden, was Sie suchen, dazu gehört in erster Linie Zeit, dann auch viel Geld und endlich ein tüchtiges Maß von Kräften. Mir ist's allemal eine Plage, wenn ich meinen Koffer packen und aus meinem gewohnten Geleise heraus muß."

Toni sah den Sprecher ganz entsetzt von der Seite an. Wie war solche Auffassung möglich, wie konnte ein gesunder, geistbegabter Mensch an des Lebens köstlichsten Gütern so lau vorübergehen? Sie öffnete den Mund, etwas zu erwidern, als Frida und Peter, denen das gelassene Marschtempo der beiden langweilig wurde, sie unterbrachen, indem sie erklärten, voraus laufen zu wollen.

Den kleinen Friß, dessen schleifender Gang schon Müdigkeit verriet, behielt Toni an der Hand.

Neubek führte sie einen neuen, ihr unbekannten Weg, den er als näher und schöner bezeichnete.

"Ich mache hier täglich meinen Spaziergang," sagte er, "und habe mir genau die Schritte abgezählt. Auf diesem Wege sind es zweihundert weniger."

Toni mußte laut herauslachen. "Aber, Herr Bürgermeister, wenn ich meine Schritte zählen sollte, da ginge mir jeder Genuß an der schönen Natur verloren."

Es dämmerte zwischen den Stämmen schon mächtig, sie vermochte seine Gesichtszüge nicht mehr zu unterscheiden. Er hielt den Kopf gesenkt. Seine Stimme klang gedämpft, als er erwiderte: "Ja, Sie vergessen, daß ich hier immer allein gehe, und immer denselben Weg. Ich bin eben ein einsamer und ein Gewohnheits-mensch."

"Wer weiß, ob Ihnen das völlig Einsamsein gut ist," rief sie rasch und lebhaft; es überkam sie ein Gefühl, als habe sie ihn verletzt. "Warum suchen Sie nicht mehr Verkehr?"

Er erhob den Kopf und wandte ihr sein Gesicht zu. Sie waren auf eine Dichtung hinausgetreten, ihr deuchte, als läge ein ganz fremder Schein auf seinen Zügen.

"Verkehr?" wiederholte er in halb spöttischem Ton.

Als ob ein Verkehr mit gleichgültigen und fremden Menschen die Einsamkeit aufhobe. Sie fand eine junge Dame, und junge Damen haben immer viel Phantasie und machen sich Illusionen. Die mache ich mir nicht mehr, das liegt lange hinter mir."

Die letzten Worte klangen nur noch wie ein Gemurmel.

Toni schwieg eine Weile. Sie ahnte, daß dieser Grübler und Sonderling, als der er ihr jetzt auch erschien, wohl allerlei in sich erlebt und begraben habe, und er that ihr schrecklich leid. Der war jedenfalls viel einsamer als sie.

"Ein Mann hat doch meist eine reiche bewegte Jugend," entgegnete sie, sich aus ihrem Nachsinnen aufrappend, "die Universitätsjahre, die ersten Anfänge im Amt, die bringen ihn in das volle Leben, in Gemeinschaft mit vielen. Sie ahnen gar nicht, wie einseitig und ereignislos das Dasein eines Mädchens sein kann, das nicht von den Verhältnissen getragen wird. Ich muß wohl meine Phantasie zu Hilfe nehmen, wenn ich etwas andres sehen will als Schulbänke."

Er stand plötzlich still. "Waren Sie von frühester Jugend an Lehrerin?" fragte er.

"Ja," entgegnete sie lachend, "und wenn ich auch niemals Zeit zu Alotria hatte, so habe ich mich da-

gegen auch niemals gelangweilt. Ich klage nicht über meinen Lebenslauf, aber Wünsche regen sich noch zuweilen in mir, ein wunschloser Mensch ist auch eigentlich ein toter Mensch."

"So — meinen Sie? Das klingt hart, mein Fräulein. Wenn ich Ihnen nun gestehe, daß ich im Grunde gar keine Wünsche habe."

"Bitte, sagen Sie das nicht," rief sie lebhaft, "denn Sie täuschen sich da auf jeden Fall. Gont morgen noch haben Sie den Wunsch gehabt, eine größere Tanne für die Bescherung bei den alten Weibchen im Spittel zu beschaffen."

Sie lachte.

Er knurrte. "Haha! Der Herr Schwager hat mich verklagt; aber das hing mit meinem Rechtsgefühl zusammen. Verehrte. Ich besitze ein ausgeprägtes, ein empfindliches Rechtsgefühl, was jedem zukommt, das soll ihm werden."

Sein Ton hatte einen Anflug von Gereiztheit, und Toni erschrak. Sie lenkte rasch ein.

"Ich habe da taktlos aus der Schule geplaudert, verzeihen Sie. Mein Schwager erwähnte es zufällig bei Tisch, und ich freute mich über Ihre treue Fürsorge für die Alten."

"Sehen Sie, da haben wir wieder die Phantasie der Damen. Fürsorge? Unsinn; Antspflicht, Rechts-handhabung, weiter nichts."

Er stampfte rascher vorwärts. Frißchen lehnte sich schwer auf Tonis Arm. Muff, der verschiedene Absteher gemacht hatte, sprang heran und an dem Kinde empor. Das weckte den Müden, er lief ein Streckchen mit dem Hunde spielend voran.

Toni sah schon zu ihrem Begleiter auf. Seine Stirn lag in tiefen Falten.

"Sie lebten mit Ihrer Mutter, bis diese vor einigen Jahren starb?" fragte sie weich.

Er fuhr aus seinem Sinnen auf und wandte sich ihr zu. Auf einmal hörte sie die Stimme ihres Begleiters in ganz fremdartigem Tonfall.

"Ja. Meine Mutter war eine sehr gute Frau, sie hat mich geliebt. Sie war vielleicht der einzige Mensch, der mich je geliebt hat; ich bin nicht liebenswert, das weiß ich am besten. Aber sie hat mich verwöhnt, die Gute, sie hat mir das Leben zu bequem gemacht. Das ist nicht allemal das Richtige."

Er hielt inne. Ihr Herz war voll Mitleid.

"Ich begreife," sagte sie stöhnend, "da haben Sie nach ihrem Tode die nie zu füllende Lücke empfunden —"

"Gott bewahre!"

Sie erschrak beinahe bei dem schroffen Klang der Worte.

"Wenigstens nicht in dem Maße, wie Sie wieder annehmen," vollendete er den Satz. "Jeder Mensch muß darauf gefaßt sein, daß seine Eltern vor ihm sterben. Ihre Liebe kann mir niemand ersetzen, das ist gewiß; aber was unser Zusammenleben für mich so angenehm machte, war ihre Art, mich gewahren zu lassen, mich nie zu stören. Ich habe mich lange gewöhnt, meinen ruhigen, regelmäßigen Gang zu gehen, und sie war so fürsorglich, daß sie bis über ihren Tod hinaus alles für mich regelte. Sie hat die Dienerin, die mich noch heute versorgt, genau angeleitet, und so ist kaum eine Veränderung eingetreten, seit sie geschieden."

Toni hielt inne in ihrem Schritt, es wollte in ihr auf, sie war empört. Der Mensch war wirklich verknöchert, da war ja gar kein Pulschlag mehr.

"Und Sie fühlen sich natürlich sehr glücklich, so jeden Affekt, jede Gefühlswallung überwunden zu haben. Das ist wohl das Nirwana der Buddhisten," sagte sie und war sich vielleicht kaum bewußt, wie verächtlich es klang.

Er war gleichfalls stillgestanden und lachte, trocken und behaglich.

Sie wandte sich ihm entrüstet zu.

"Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich besitze noch Temperament, ich verstehe dergleichen nicht."

"Das merke ich, Ihr Temperament meine ich," entgegnete er gelassen; "ich hatte es auch ehemals, aber das ist lange her. Ich hab's mir abgewöhnt, weil es eine Verschwendung bedeutet, wenn man das, was einem im Herzen brennt, was man in stillem Denken klärt und verarbeitet, fremden, verständnislosen Menschen preisgibt. Mögen die mich für einen gefühllosen Holzbock halten, mich kümmert's nicht. Nur der Gille legt Wert auf das Urteil der Welt."

"Was ich meine, ist ganz etwas andres," sagte Toni ärgerlich. "Ich könnte solche Stille, solche tödliche Regelmäßigkeit nicht aushalten; ich danke Gott, daß ich meine lärmende, unkorrekte Jugend um mich habe, die mich zupft und reizt, mir täglich Anlaß zum Lachen und Nergern giebt."

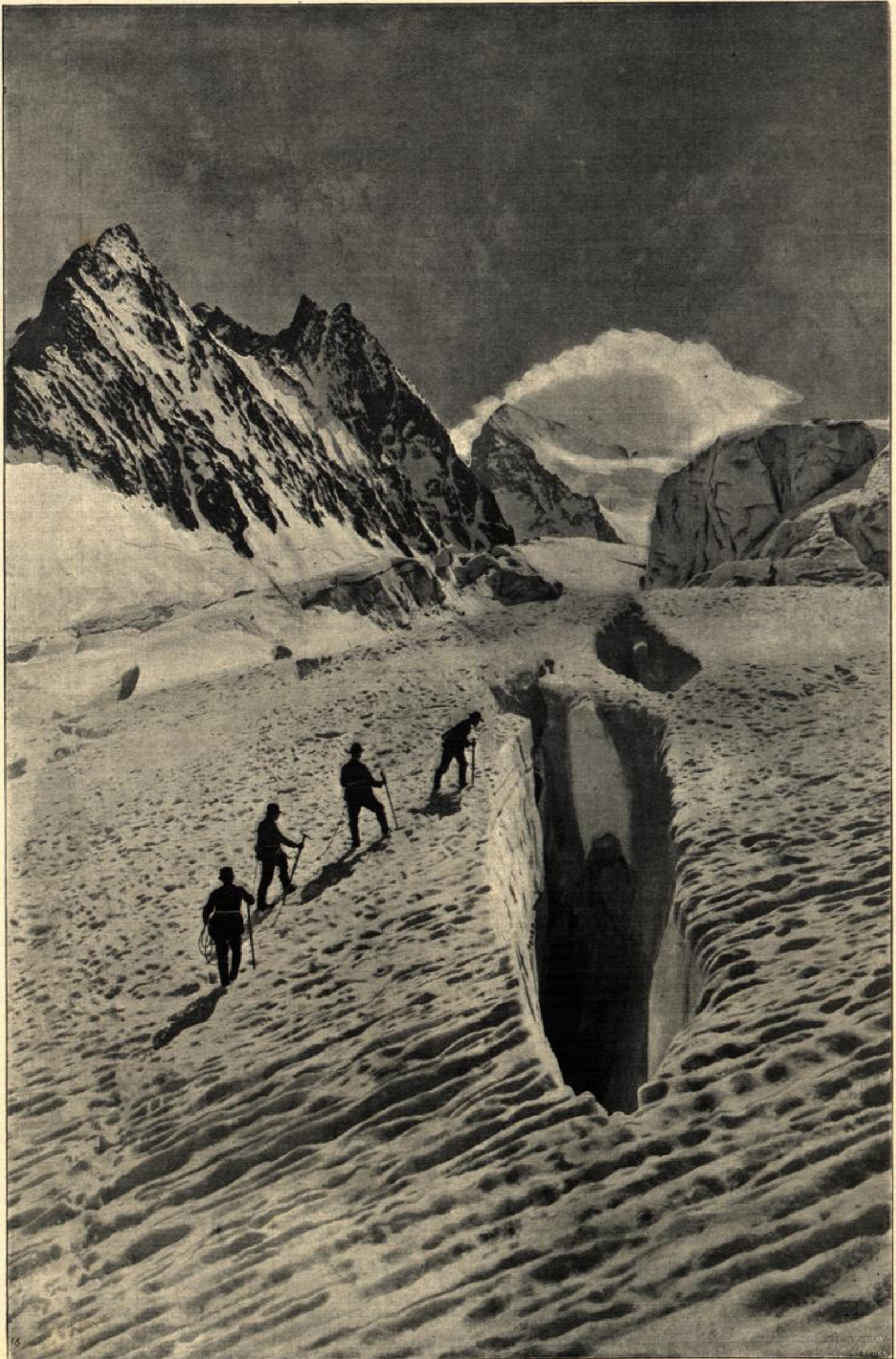
Er seufzte. "Vielleicht haben Sie recht; Gewohnheit ist eine eiserne Macht," bemerkte er milder.

"Man soll niemand Macht über sich gewinnen lassen, sonst wird man zum Sklaven."

"Ich bedanke mich schon für die Lektion. Gont habe ich doch die Schulmeisterin gespürt, im Sommer war sie mir gar nicht zum Vorschein gekommen."

Grande Sagne.

Des Grins.



Aus „Alpine Nachrichten“, Verlag der Vereinigten Kunstverlage, München.

Phot. Vittorio Sella, Biella.

Eine Gletscherspalte im Glacier Blanc in den Dauphiner Hochalpen (Feldbouy-Massiv).



Walddüyl. Nach dem Gemälde von Paul Wagner.

Copyright 1905 by Franz Hanfstaengl, München.

Sie traten aus dem Walde heraus und hemmten unwillkürlich ihren Schritt. Er deutete stumm auf die flammenden Tinten am Horizont. Es war ein prächtiger Anblick, dieser glühende Abendhimmel über den kahlen, verschneiten Wipfeln. Feierlich still war es ringsumher. Über den Feldern und den roten Dächern der Häuser der kleinen Stadt lag ein leichter Nebelhauch, der Wald hinter ihnen erschien wie eine dunkle Wand.

Sie blieben ein paar Minuten in den Anblick versunken, dann fuhr Toni erschreckt empor.

„Mein Gott, wo ist Fritchen?“

Ihr Begleiter lachte. „Seien Sie nur ruhig, ich habe die beiden keinen Moment aus den Augen verloren. Sie trödeln da vor uns, gemächlich; Fritchen hält sich an Muffs zottiger Mähne, und der fühlt sich ganz wichtig in seiner Führerrolle.“

„Gottlob ja, da sind sie. Ich bin eine nette Kinderhüterin, Sie waren unsichtbarer als ich.“

„Wo zwei sich verstehen, da sollen sie sich ergänzen,“ bemerkte er freundlich.

Tonis Wangen glühten, sie hatte sich erregt in widerstreitenden Gefühlen.

„Sie sind anders als alle die übrigen Menschen,“ fuhr es ihr heraus.

„Das nehme ich als ein Kompliment,“ rief er lebhafter, als je seine Art war.

Sie standen jetzt vor dem Oberförsterhause. Der Hausherr war im Vorgarten mit seinen beiden Mäden; er lugte nach dem Wetter aus und begrüßte den Herrn Bürgermeister, als er ihn in Begleitung seiner Schwägerin erblickte, höflich.

Toni wunderte sich, wie artig die beiden miteinander verkehrten; da spürte man nichts mehr von den galligen Gefühlen, die der Schwager am Mittag kundgegeben hatte.

Er lud den Herrn Bürgermeister sehr verbindlich ein, doch einzutreten und ein wenig zu rasten, und zu Tonis noch größerer Verwunderung nahm ihr Begleiter die Einladung an.

Auf der Diele stand die prächtige Tanne, die morgen den Weihnachtsbaum abgeben sollte und heute noch geschmückt werden mußte. In dem Kachelofen auf dem Flur prasselte ein Holzfeuer; der helle Schein, den es verbreitete, machte die Gewölbe und die dunkle Tanne rötlich erstrahlen.

Die Herren standen am Eingang zu des Oberförsters Zimmer, und Toni hörte, wie der Schwager seinen Gast dringend einlud, seinen Pelz abzulegen und ein Weilschen zu bleiben.

Sie eilte hinter ihnen vorüber und hinauf in ihr Stübchen. Muff folgte ihr auf den Fersen.

Sie ärgerte sich über die heuchlerische Besessenheit ihres Schwagers; was bestimmte ihn dazu? Soviel sie wußte, verkehrte der Bürgermeister sonst kaum in diesem Hause, und heut abend war ihr seine Gegenwart unbequem.

Ihre Gespräche vorhin hatten etwas Unklares in ihr angeregt, sie wußte wirklich nicht, war der Mann ihr sympathisch oder abstoßend? Sie schwankte zwischen beiden Eindrücken. Daneben hatte die kurze Bemerkung der Schwester heut mittag, „er wäre eine gute Partie für dich“, ihr einen Stachel zurückgelassen.

Du lieber Gott, sie dachte doch wahrhaftig an keine Heirat mehr, war lange gewohnt, sich frei und sicher zu bewegen, mit den verschiedensten Herren unbefangen zu verkehren, ohne Nebengedanken und irgend eine Sorge um Gerede. Hier hatten die unbesonnenen Worte der Schwester sie plötzlich befangen gemacht.

Muffs stille Liebeskosen, — er zeigte alle seine eingelernten Künste, aufrecht sitzen, auf zwei Beinen gehen, Pöte geben, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken — weckten sie aus ihrem verdrießlichen Sinnen.

Sie mußte lachen und streichelte das drollige Tier. Drinnen in ihrem Koffer lag ja sein Weihnachtsgeschenk, das noch harmlos ausgedacht war; jetzt war die Gelegenheit da, ihn damit zu erfreuen. Sie nahm das rote Halsband und die Wurst — und zögerte dann doch. Kleine Seelen konnten ja auch das schief deuten, ihre dem Hündchen bewiesene Gunst ziele auf seinen Herrn; eine Blutwelle schoß ihr ins Gesicht, in ihr altes, achtunddreißigjähriges. Sie schämte sich bis ins innerste Herz.

Nein, so albern wollte sie sich denn doch nicht anstellen, ihren wahren Standpunkt konnte sie noch auf andre Weise darthun.

Und sie trieb ihre kleinen neckischen Spiele mit dem Tierchen, ließ es sitzen und schön thun, spendete ihm dann die Wurst und befestigte das hübsche rote Halsband zwischen seiner grauen Mähne.

Da stürmte Frida herein. „Tante, bist du aber lange geblieben; wir sind schon über eine halbe Stunde zu Haus. Hast du immer mit dem Herrn Bürgermeister geredet? Und nun hast du ihn noch mitgebracht. Mama meint, er bleibt zum Abendbrot. Jetzt möchtest du aber herunterkommen, wir wollen den Baum putzen.“

Sie erblickte plötzlich den geschmückten Hund; sie klatschte in die Hände und lachte unbändig. „O Gott,

Muff — das hast du ihm von Gellhorn mitgebracht, wie komisch! Das muß ich gleich unten erzählen.“

Toni stieg es zornig herauf; die unkindliche Art des Mädchens empörte sie allemal; sie hielt die Fortstürmende zurück und packte sie so derb am Arm, daß Frida aufschrie.

„Du sollst keine Dummheiten unten berichten nach deiner beliebten Art,“ sagte sie halb laut und scharf.

Im nächsten Augenblick bereute sie ihr unüberlegtes Thun. Dadurch machte sie die Sache nur schlimmer. Frida sah mit einem so gehässigen und dabei spöttischen Ausdruck auf ihrem unreifen Kindergeicht zu ihr auf, daß sie schmerzlich betroffen war. Was ging in der Seele dieses jungen Geschöpfes vor? Das entzog sich völlig ihrem Verständnis, so weit reichten ihre Erfahrungen nicht.

Unwillkürlich reckte sie ihre Gestalt höher und schritt ohne ein weiteres Wort dem Kinde voran die Treppe hinunter.

Unten war die ganze Familie auf der durchwärmten Hausdiele um den großen Baum versammelt. Die vier Kinder, Vater und Mutter und — er! Er war richtig geblieben.

Toni beteiligte sich sofort lebhaft an dem Ordnen der vergoldeten Rüsse und Eier, die wohlverwahrt seit dem vorigen Jahr in ihrer Kiste geruht hatten, und nun samt den Goldketten, Fähnchen und dem oben am Baum zu befestigenden Christengel an das Licht befördert wurden.

Er hielt den dreijährigen Ali zwischen seinen Knien und plauderte mit ihm, wie sie nie geglaubt, daß er plaudern könne. Seine hohe, hagere Gestalt erschien im Oberrock ohne den Pelz jugendlich schlank, besonders im Gegenjag zu dem massig gebauten Oberförster neben ihm. Das rötliche Licht des Ofenfeuers warf seinen Schein auf sein Gesicht und machte es viel wärmer und freundlicher.

Die kleine Lampe, die den Raum im übrigen erhellte, war auf der andern Seite des Baumes aufgestellt und ließ den Platz, wo er saß, fast im Dunkeln. Seine Stimme klang fröhlich und frisch, diese häusliche Szene schien ihm wirklich Vergnügen zu machen.

Frau Dora brachte ihm den Wachsstock, aus dem die zollweife genau abgemessenen Lichterchen geschnitten werden sollten; sie meinte, das würde der Herr Bürgermeister sehr geschickt machen. Lächelnd übernahm er das Amt und entledigte sich der Aufgabe meisterhaft. Die Lichter waren um Haarsbreite genau abgeschnitten; er erntete allgemeines Lob.

Toni war so eifrig bei ihrer Arbeit und mit den Kindern beschäftigt, daß sie noch kein Wort mit ihm gesprochen hatte. Auch er beachtete sie nicht weiter; es sah beinahe aus, als sei es ein geheimes Abkommen zwischen ihnen beiden.

Bei der lebhaften Unterhaltung, die der Oberförster und seine Frau im Gang erhielten, bei dem Lärm, den die Kinder verursachten, fiel das Benehmen der beiden nicht gerade auf.

Frida zerrte sich immer mit Muff herum, sie wollte sein neues rotes Halsband so gern zur Beachtung bringen, in dem allgemeinen Wirrwarr gelang ihr das lange nicht. Mit der Mutter tuschelte sie fortwährend heimlich unter bedenklichen Seitenblicken auf Tante Toni.

Endlich fiel Herrn Neubeds Auge auf die ungewohnte Zierde seines treuen Gefährten; er stutzte; dann flog ein Lachen über sein ernstes Gesicht. Er sah unwillkürlich sofort hinüber zu der schlanken Gestalt im dunkelblauen Kleide, die da eben zunächst der Spitze gerade die letzten Lichtlein befestigte, wobei sie trotz ihrer stattlichen Größe sich auf die Zehen recken mußte und den Gipfel nicht zu erreichen vermochte. Sie hatte — seltsamerweise unter Herzklopfen — die kleine Scene beobachtet. Plötzlich stand er neben ihr, nahm ihr die Lichter aus der Hand und sagte: „Das lassen Sie mich machen, dazu taugt meine Länge gerade.“

Er beugte sich zu ihr nieder, nachdem er den Engel, die Fäyne und das Lichtlein an der höchsten Spitze des Baumes befestigt hatte, und fügte halb laut hinzu: „Also sogar Muff feiert heute Weihnachten? Ich wußte gar nicht, warum der Bursche so weichmütig war, er hat da ganz still bei mir gegessen und nur immer meine Hände geleckt. Sein Hundeherz ist wahrscheinlich ganz überwältigt, so etwas ist ihm in seinem Leben noch nie passiert.“

Ihr schoß dummerweise das Blut in das Gesicht, sie war heut abend ganz verdröht. Sie lachte indes so unbefangen wie möglich und erwiderte ebenso halb laut: „Warum fällt Ihr Verdacht beim Gewahren des roten Halsbandes gerade auf mich?“

„Nun, das ist nicht unschwer zu erraten; wer sollte sich sonst wohl für Muff interessieren?“

Sie blieben nun ein Weilschen auf dieser Seite des Baumes stehen, gesondert von den übrigen, und Toni beschrieb ihm in drastischer Weise die Scene der Versicherung und wie viel Künste Muff dabei produzierte. Sie gewahrte es nicht, daß die Eltern und die Kinder in das anstößende Zimmer gegangen, daß sie allein und es ganz still um sie war.

Toni hielt plötzlich inne und ward sich dessen bewußt; sie brach jäh ab. Jetzt rief auch Frau Dora in einem Toni höchst unangenehm berührenden Ton: „Wollen die beiden weltverlorenen Herrschaften auch zu Tisch kommen?“

Er zuckte zusammen, und seine Miene verwandelte sich. Die scharfen Furchen, der grämliche Zug waren wieder da.

Langsam schritt Toni ihm voran in das Schlafzimmer. Gleich nach der Mahlzeit erhob sie sich mit den Kindern und erbot sich, diese zu Bett zu bringen. An dem allgemeinen Gespräch hatte sie sich nur einsilbig beteiligt.

Sie empfahl sich bei dem Gast mit einer formellen Verbeugung und kehrte nicht eher in das Familienzimmer zurück, als bis sie unten die schwere Haustür ins Schloß fallen gehört und in dem hellen Mondlicht den Gast langsam durch den Vorgarten schreiten gesehen hatte. Von ihrem Siebelfenster aus konnte sie das beobachten.

Wie inkonsequent waren diese Männer. Warum war er eigentlich heut abend geblieben? Und diese dummen peinlichen Gedanken in ihrem Kopf. Sie reiste jedenfalls vor Neujahr heim, wie sie es vorher schon beschlossen hatte.

III.

Das Fest verlief, wie es schon manches Jahr für Toni verlaufen war. Sie nahm teil an dem Jubel der Kinder, an den Freuden und Trübungen im Familienleben der Ihren. Wo gäbe es ein Haus, in dem es immer harmonisch zuginge, sagte sie sich. Hier war täglich allerlei Disharmonie.

Sie tadelte sich selbst, daß sie so müde darunter wurde. Sie bedurfte nach ihrer anstrengenden Berufsarbeit der Ruhe und Erholung, die sie hier nicht fand. Jetzt war zum Ueberfluß noch etwas Fremdes in ihr eignes Herz eingekehrt, das sie wahrhaft peinigte.

Offene und versteckte Redereien von seiten der Schwester, des Schwagers, ja selbst der naseweisen Frida trieben sie oft zur Verzweiflung. Die Gleichgültigkeit und Ruhe, mit der sie den unpassenden Scherzen zu begegnen suchte, halfen ihr nicht über die bleibenden Verstimmungen hinweg. Es sehte sich bei ihr die Vorstellung fest, daß das Ehepaar in Wirklichkeit eine Spekulation auf ihre Kosten mache, den Mann, mit dem sie zufällig bei vorkommenden Gelegenheiten ein paar freundliche Worte gewechselt, auffällig heranzuziehen versuche.

Sie vermied es daher, ihre gewohnten Spaziergänge zu machen, begnügte sich mit einem kurzen Dauerlauf im Garten oder in der unmittelbaren Nähe des Hauses und fühlte ein Herzklopfen, wenn eine männliche Gestalt, die dem Verwundten ähnelte, irgendwo in Sicht kam. Sie sehte sich nach Hause zurück in ihre Einsamkeit, in die Stille ihres Stübchens.

So schlichen die Tage ungemütlich hin zwischen Weihnacht und Neujahr.

Da wollte es das Schicksal, daß sie eine arge Erkältung packte mit Heiserkeit und Fieberschauern. Sie kannte solche Zustände, sie gingen bei ihr stets rasch vorüber; aber die Schwester erklärte jetzt mit aller Entschiedenheit, daß sie sie um keinen Preis reisen lassen würde.

Schwer aufseufzend ließ sich Toni ins Bett packen, drei Tage vor Sylvester, und lag da mit heißem Kopf in fieberischer Ungebulb. Ihr war zu Mut, als laure das Verhängnis hinter ihr, als bedeute dieser Aufschub ein Unglück für sie.

Am Sylvestermorgen war sie wieder auf und fühlte sich viel frischer; sie sah aber ein, daß eine plötzliche Abreise in diesem Augenblick einer Unfreundlichkeit gegen die nächsten Verwandten gleichkäme.

So fügte sie sich denn in das Unabänderliche und nahm teil an der lärmenden Freude der Kinder, die Blei gießen, Rutschalen schwimmen lassen wollten und andre orakelhafte Spiele für den Abend planten, an dem der Tannenbaum noch einmal wieder angezündet werden sollte.

Sie hielt sich den Tag über noch oben auf ihrem Stübchen, weil es auf den Treppen und Gängen sehr kalt und zugig war, schrieb allerlei Briefe und erfreute sich der verhältnismäßigen Ruhe.

Es war eine ungewohnte weich- und wehmütige Stimmung in ihr, ein Schwächezustand, den sie sonst nicht kannte.

Da stand in der Zukunft alles nebelgrau, farblos, öde und einsam vor ihr. Wenn sie einst nicht mehr jung war, nicht mehr die Kräfte der Jugend besaß — das einsame Alter!

Sie fuhr sich mit dem Tuch über die Augen, da war ihr wahrhaftig eine Thräne auf das Blatt gefallen. Was sollte solche unmotiviertere Sentimentalität?

Unten war es sehr lebendig, ein fortwährendes Hin- und Hertrappeln und Thürenschlagen. Frau Dora war eine übergeschäftigte Hausfrau. Sie hatte aber heute der Schwester Hilfe entschieden abgelehnt. Toni sollte sich schonen, und viel mehr als an andern

Tagen gab es ja auch nicht zu thun, da keine Gäste erwartet wurden.

Frida kam heraufgestürmt. „Tante! Du sollst nicht vor halb acht Uhr herunterkommen, eher wäre es auf der Hausdiele, wo der Baum brennen soll, nicht warm.“

„Gut! Kind, da strecke ich mich noch ein Stündchen auf das Sofa und lese.“

Toni war es sehr recht.

Um halb acht begann großes Gelärme und Geläute unten; sie wurde gerufen.

In ihrem dunkelblauen Hauskleid ging sie hinunter. Wirklich ein hübscher Anblick, der große Baum im Lichterglanz und die fröhliche Familie darum gruppiert. Aber — ihr Fuß stockte plötzlich, sie hatte ein Gefühl, als ob ihr Herz still stände. Die Familie war nicht allein.

Der Herr Bürgermeister war da — als eingeladener Gast natürlich —, eine wohl vorbereitete Geschichte.

Und dieses perfide Ueberraschen! Sie war so verwirrt in ihrem ärgerlichen Erstaunen, daß sie gar nicht hörte, was er zu ihr sagte.

Er war auf sie zugetreten, hatte sie begrüßt, hielt ihre Hand und fragte natürlich nach ihrer Gesundheit.

Sie hatte einen Moment erschrecklich blaß ausgesehen, es rieselte ihr wie Todeskalte durch alle Glieder, jetzt war sie feuerrot. Na, das gab ja den andern, den scharf aufmerkenden Zuschauern, ein reizendes Schauspiel.

Sie entsann sich später nie, ob sie dem freundlichen Frager überhaupt etwas geantwortet hatte. Die Kinder tanzten um den Baum, Lärm war da von allen Seiten, und ihr sprühten tausend Lichtfünkchen vor den Augen.

Dann sammelte sie sich, setzte sich auf einen Stuhl, den er ihr hinschob, und hörte ihre eigne Stimme wie aus weiter Ferne hertönend sagen: „Es ist ja wahrhaft lächerlich, wie schwach ich auf den Füßen bin.“

„Sie sehen sehr angegriffen aus, Sie müssen sich sehr schonen.“

Sie blickte zu ihm auf, sie sah wieder klarer; der Nebel wich vor den Augen und aus dem Hirn.

„Ach, das ist ja dummes Zeug!“ rief sie und lachte. „Ich habe einen leichten Erkältungsanfall gehabt, der schon völlig vorüber ist.“

„Wie merkwürdig verändert sieht er aus, dachte sie bei sich.“

Er war festiglich gekleidet, freilich nicht im Frack, sondern im Oberrock, aber das weit ausgeschnittene Gilet ließ die blendend weiße seine Wäsche zur Geltung kommen. Sein volles dunkles, kurz geschnittenes Haar und der dunkelblonde Vollbart standen ihm so gut, wie es ihr noch niemals aufgefallen war.

Aber das bemerkenswerteste war der Ausdruck seines Gesichtes, diese weiche Schwermut, diese sorgende Teilnahme, die sich darauf spiegelte. Es berührte sie höchst sonderbar, und alle ihre Empfindungen blieben unklar.

Als die Tannenbaumfreude zu Ende war, ging es zu Tisch. Die Tafel war festlich gedeckt; Trina trug gerade die Karpfenschüssel herein, kräftiger Braten-geruch strömte aus der Küchenregion in das Wohnzimmer. Die besten Sorten aus des Schwagers Weinkeller standen auf dem Tisch, und wahrhaftig, da in der Ecke der Eiskübel mit dem silbernen Flaschenhals. Was bedeuteten diese festlichen Zurüstungen für den einen, vor wenig Tagen hier noch wenig beliebten Gast?

Solche sich unwillkürlich ihr aufdrängende Fragen machten sie immer bellerkommener.

Die Kinder, bis auf den Kleinsten, aßen heut mit am Abendtisch, da wurde es bald lebendig.

Auch Toni mühte sich, ihre Besorgtheit und alle Nebengedanken abzuschütteln und ihr Teil zur Unterhaltung beizutragen. Sie sah natürlich neben dem fremden Gast.

Er sprach zu Anfang wenig, sie machte nur geringe Versuche, ihn anzuregen; sie hatte den Eindruck, daß ihm das Geplapper der Kinder eine Qual sei. Aber nein — er freute sich sichtlich an dem prächtigen Appetit, den Frida und Peter entwickelten, und an der Wonne, mit der sie die guten Bissen hinnahmen.

„Die sind in richtiger Feststimmung,“ meinte er, „die haben etwas von den Genüssen, die geboten werden.“

Als Toni gewahrte, daß der wirklich vorzüglich bereite Reizweiner ihrem Nachbar schmeckte, bot sie ihm den Bratenteller zum zweitenmal, und dabei beglückte sich ihre Augen.

Wunderlich! Der Mann war heute ein völlig anderer, — sein Glas war leer, sie füllte es von neuem, er erhob es und trank ihr zu.

„Auf ein gutes neues Jahr, Fräulein Helmer!“

Wir beiden Einsamen wollen es für uns darauf leeren.“

Sie that ihm freundlich Bescheid. Ja, der Wein weckte allerlei Geister; bei ihm nur gute, das sah sie.

„Wir empfinden beide die Einsamkeit nicht als Plage,“ dacht ich,“ gab sie zur Antwort.

„Hm!“ Es war ein sonderbarer Ton; er zerbröckelte ein Brotstückchen zwischen seinen Fingern.

„Fräulein Toni! Solche Wendepunkte im Leben, solche Zeitabschnitte, wie wir Menschen sie uns zur Orien-

tierung für unser kleines Hirn selber geschaffen, die erzeugen meist eine wunderliche Stimmung. Wenn auch der eine Tag dem andern folgt, wie immer, ob es nun Jahreswende heißt oder nicht, wir haben uns nun einmal da einen Meilenstein gemacht und stehen davor stille. Wie sagt unser lieber Schiller: „Es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo er dem Weltgeist näher ist als sonst“ — in mein Empfinden überseht: wo die künstlichen Sophistereien und all die Tünche, die wir uns über die Armseligkeiten unsers Daseins gebreitet haben, plötzlich verschwinden und wir nackt und klar die Wahrheit sehen. Das rüttelt und schüttelt uns dann, legt allerlei bloß, was bisher verhüllt war, giebt Raum für ein Quellen und Fließen, wo bis so lang alles halb vertrocknet mühsam fickerte, und macht uns wach und erschrecken.“

Er schwieg, er sah vor sich hin, und seine Züge waren freundlich bewegt.

Toni erfaßte ein warmes Mitfühlen. Der Mann da neben ihr stand noch in der Kraft seiner Jahre — fünfundsiebzehn zählte er, die Schwester hatte in den letzten Tagen sein genaues Alter vielfach erwähnt. In ihm durften die Quellen des Lebens noch nicht vertrocknen, das eigentliche Sein und Wesen verknöchern. Vielleicht lag aber die Gefahr dazu für ihn bereits vor.

In einem unwillkürlichen Impuls legte sie ihre Hand leicht auf seinen Arm und sagte herzlich: „Nein, nein! Sie müssen wach bleiben, noch nicht resignieren und einrosten lassen. Sie haben Ihr Amt, das Ihnen viel freie Unabhängigkeit läßt, Ihnen steht die ganze Welt offen.“

Er wandte sich zu ihr, seine Augen glänzten, in seinen Mienen war Leben und Wärme. „Halten Sie meinen Fall nicht für hoffnungslos?“ sagte er lachend. „Sehen Sie in mir nicht den eingeseifigten, rettungslos der Verknöcherung verfallenen Junggesellen?“

Sie wurde ein wenig verlegen, die Beantwortung der Frage war nicht leicht. „Ich glaube, daß in Ihnen vieles verborgen lebt, was Ihnen und andern zur Freude breiter ans Licht kommen sollte,“ entgegnete sie. „So, so! Sie vermuten also doch noch etwas Lebendiges unter der trocknen Oberfläche?“

Er wurde unterbrochen durch das Knallen des Champagnerpfropsens unter dem Jubelgeschrei der Kinder.

Der Hausherr füllte die Gläser mit dem Schaumwein und brachte mit donnernder Stimme die Gesundheit des Gastes aus, — der beiden Gäste, wie er sich verbesserte, denn auch Toni zählte dazu, wenn sie auch Familienglied sei. Er ließ also die beiden hoch leben, und um sie her war großes Hurragegeschrei.

Toni stieß mit allen der Reihe nach an, zuletzt mit ihrem Nachbar. Er sah ihr tief dabei in die Augen, in einer ernsten, bedeutsamen Weise, die ihr das Blut in die Wangen trieb.

Lebte das ungewohnte Weintrinken auch auf sie seine Wirkung? Ihr war so traumhaft und unklar zu Mut, dabei war das Schwächegefühl von vornhin gewichen und ein leichtes, gehobenes an seine Stelle getreten. Ihr war, als seien ihr Flügel gewachsen und sie schwebte durch den Raum.

Sie nippte nur an ihrem Glas und war sich bewußt, von der vorhergehenden Sorte kaum ein Glas geleert zu haben.

„Tante, was für glänzende Augen und rote Backen hast du heut abend!“ rief Frida über den Tisch, und obgleich die Worte ja im Grunde eine Schmeichelei enthielten, hätte Toni das Kind am liebsten geohrfeigt.

Das Dessert — Marzipan und selbstgebackene Pfefferkuchen — war verzehrt, man erhob sich. An einem Nebentisch sollten die Ruhschalen jetzt schwimmen und später in der Küche Blei gegossen werden.

Die Herren nahmen ihre Gläser mit, der Oberförster war in ausgelassener Stimmung, er erzählte Jagdgeschichten, eine Schnurre über die andre, und brach dann selbst jedesmal in ein bröhnendes Gelächter aus.

Toni war froh gewesen, aufstehen zu dürfen und sich von ihrem Nachbar zu trennen. Der Nebel und die Bessommenheit wichen von ihr, sie widmete sich mit Eifer den Kindern.

In der Wassertschüssel schwammen die Ruhschalen, die Lebensschifflein der sie Eintauchenden, bunt durcheinander, und Frida holte den Papa und den Onkel hinter ihren Gläsern hervor, sie sollten auch schwimmen lassen.

Nun, das Ehepaar dirigierte seine Ruhschälchen so geschickt, daß sie in der Mitte hübsch zusammentrafen und einträchtiglich dicht nebeneinander blieben, was mit einem Hurra bejubelt wurde.

Jetzt sollte auch Tante Toni ihr Schälchen eintauchen, und sie forderte Peter auf, mit ihr zu schwimmen, wozu er sofort bereit war. Aber neben seiner kleinen Hand erschien plötzlich eine große, wohlgepflegte Männerhand mit einem grünen Siegelring und setzte am entgegengekehrten Ufer ein Lebensschifflein in die Flut, was ein ohrenbetäubendes Gejohle veranlaßte. Peters Rührchen trieb träge am Ufer, aber die

beiden andern waren durch ein verwegenes Schütteln Fridas in die Strömung geraten, sie prallten sofort aneinander, stießen sich ab, kamen einander wieder näher und boten ein schier aufregendes Schauspiel, bis sie zuletzt ganz einträchtig nebeneinander gонdelten.

„Das gilt nicht,“ rief Toni, „Frida hat geschüttelt.“

Sie verbarg ihre Verlegenheit, lachte laut mit und sah nicht einmal zu ihrem Gegenüber auf.

Behaglich wurde ihr die Situation heut abend nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nassauer bei Waterloo.

(Bild S. 593.)

Unter den zahlreichen streitbaren deutschen Fürstengeschlechtern ist das Haus Nassau eines der kriegsberühmtesten geworden, und zwar ist es wesentlich der niederländische Boden, auf dem es seine Vorbeeren gepflückt hat. Der langen Heldenreihe der Oranier schließen sich zwei edle Fürsten würdig an, die in der Schlacht bei Waterloo für deutsche Freiheit und Unabhängigkeit gebietet haben. In einem strategisch meisterhaft angelegten Marsch war Napoleon über Charleroi vorgebrochen. Schon glaubte er nach dem Sieg bei Wigny die Entscheidung des Krieges in seiner Hand zu haben, als in den Stunden, in denen die eisernen Wärfel fielen, Blüchers und Sackenburs ebenbürtige Kriegsführung die preussischen Armeekorps in Flanke und Rücken des französischen Heeres einsetzte. In dieser ewig denkwürdigen Operation und in der darauffolgenden Erstürmung von Planchenoit liegt zweifellos die Entscheidung der Schlacht. Den Mittelpunkt der eigentlichen Kriegshandlung aber bilden die verzweifeltsten Angriffe des Imperators gegen Wellingtons Bataillone, die den Höhenrücken von Hougomont und la Haye Sainte mit jäher Tapferkeit verteidigten.

Nachdem der Kaiser durch das Feuer von hundert Geschützen den Angriff vorbereitet hatte, schickte er zunächst seine Linien: Infanterie in vier großen Kolonnen zum Sturm vor. Als dieser abgeschlagen wurde, mußte Ney an der Spitze der gesamten Kavallerie den Versuch wiederholen. Wie eine mächtige Meereswoge überschwemmte die Reitermasse den Höhenrücken, doch wie Klippen in der Brandung standen die deutsch-englischen Karrees. Keines wurde überritten, obgleich der Feind zehn- bis zwölfmal zur Attacke ansetzte.

Napoleon wirft seine letzte Reserve, seine Kaisergarde, ins Gefecht. Die Veteranenbataillone rücken vor, ihre schlagenszersehten Banner hatten sie umflort und geschworen, erst nach errungenem Sieg die Trauerzeichen zu entfernen. Wohl gelangte die Garde bis auf die Höhe hinauf, doch erschöpft und dezimiert durch das mörderische Feuer. Da gingen mit dem Bajonett die Deutschen und die Engländer zum Gegenangriff über, und eine Reihe einzelner heftiger Stöße warf die Franzosen über den Haufen, und die alte Garde wendet sich zum erstenmal zur Flucht. Als der Kaiser seine gelichteten Bataillone wieder zurückkommen sah, brach er in die historischen Worte aus: „C'est fini!“

Der erste dieser Bajonettsangriffe wurde von dem nassauischen ersten Infanterieregiment durchgeführt. Von der Festigkeit des Kampfes giebt die Verlustliste des Regiments ein ehrenhaftes Zeugnis. Der größte Teil des Offiziercorps und über sechshundert Mann deckten tot und verwundet die Walfstatt. Unter den Verwundeten befanden sich auch die beiden nassauischen Prinzen, der spätere König Wilhelm I. der Niederlande und der nachmalige Herzog Wilhelm von Nassau. Ein Denkmal von großartiger Schönheit, der weltberühmte Löwenhügel, bezeichnet die mit nassauischem Blute getränkte Stätte, auf der Napoleons bis dahin so hell strahlender Stern für immer verlöscht.

Unser Bild stellt den Augenblick dar, in dem Prinz Wilhelm von Oranien dicht vor dem Feinde nochmals die Front des Regiments entlang sprengt und die Truppen anfeuert. Prinz Wilhelm von Nassau sinkt verwundet vom Pferde, und unaufhaltsam im Takt schreitet das Regiment seinen blutigen Weg. Hervorragend charakteristisch erfasst und trefflich wiedergegeben sind die einzelnen Figuren und Gruppen, von dem barhaupt seinen Leuten voranschreitenden Offizier und dem bärtigen Fahnenträger bis zu den jungen Rekruten und dem kleinen Tambour, während die wolkenwichtige Luft, vermengt mit Pulverdampf und den aufsteigenden Dünsten der zerstampften Saatfelder, dem Bilde jene Stimmung giebt, die den Beschauer sofort ganz in die Situation versetzt, die sich vor ihm aufrollt.

Das Gemälde wurde von einer Anzahl alter nassauischer Familien und Offiziere angelaufen und dem Erbprinzen von Luxemburg als Geschenk dargebracht. Es befindet sich auf Schloß Walferdingen bei Luxemburg.

Aphorismen.

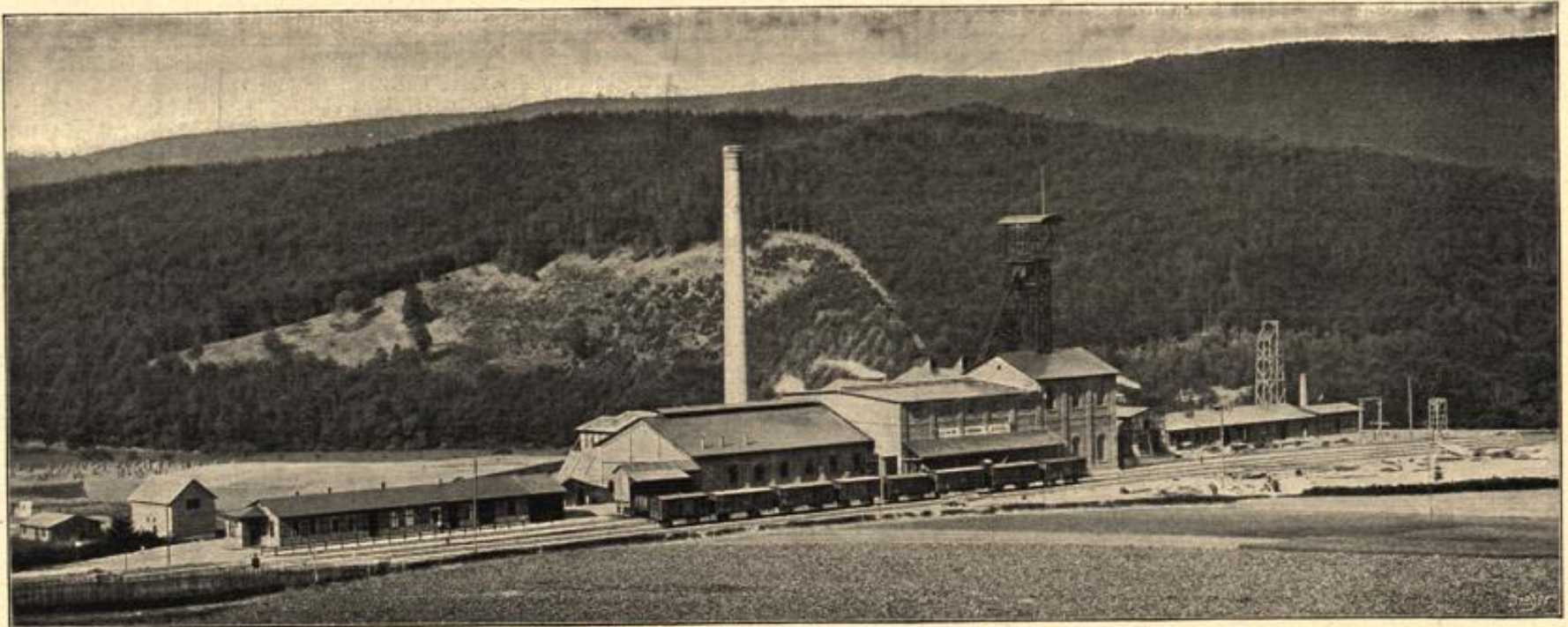
Der Feige wird um so höflicher, je mehr Unrecht man ihm zufügt.

Die Reichen sind mit dem Los der Armen immer zufriedener.

Nicht die Lippen, die Augen wechseln den ersten Kuß der Liebe.

Mit nichts ist man so zufrieden wie mit sich.

Hus.: „Aphorismen.“ Gedanken und Meinungen von Emanuel Westheimer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.



Gesamtansicht des Kalisalzbergwerks Stolprießhausen.

Die deutsche Kali-Industrie.

Mit 8 Abbildungen nach phot. Aufnahmen von F. Fey in Duderstadt.

Ein halbes Jahrhundert erst ist verfloßen, seit man bei Staßfurt den ersten Schacht abteufte für den Salzabbau nach bergmännischem Verfahren. Damit nahm der fiskalische Salzbergbau seinen Anfang, der auch den Anlaß gab zu der seither so mächtig emporgeblühten Kali-Industrie, die wir nachstehend etwas eingehender betrachten wollen.

Bekanntlich kommt das Salz in der Natur in vier Hauptformen vor: zunächst im Meerwasser in unermesslicher Menge aufgelöst, ferner als Bestandteil der Salzseen und Salzpfützen, dann als Steinsalz und endlich, damit eng zusammenhängend, als Bestandteil der Salzsolen.

Woher stammen nun diese ungeheuren Massen Salz? Ursprünglich findet es sich, wie Professor Dr. Felix B. Ahrens in seiner durchaus allgemein verständlich gehaltenen „Einführung in die praktische Chemie — Anorganischer Teil“ (Stuttgart, G. F. Moritz) ausführt, im Urgebirge der Erdkruste, aus dem es durch das atmosphärische Wasser gelöst wird und auf diese Weise in geringer Menge in alle fließenden Wasser gelangt, die es den Meeren zuführen. Da seit dem Bestehen der Erde viele Jahrtausende vergangen sind, in denen sich jene Prozesse immerwährend abgespielt haben, so sind allmählich sehr große Mengen von Kochsalz in den Ozeanen angehäuft. Aber nicht nur Chlornatrium, wie die wissenschaftliche Benennung des Kochsalzes lautet, ist aus dem Urgebirge in das Meer gelangt, sondern noch manches andere Salz, wie Brom- und Jodnatrium, Magnesiumsalze, Kalisalze, namentlich schwefelsaurer Kalk (Gips) u. s. w. — So hat man seit lange das Meerwasser zur Gewinnung von Salz verwendet. Man baut wasserdichte Gruben

am Strande, pumpt das Meerwasser in diese und läßt die Sonne und den Wind für die Verdunstung des Wassers Sorge tragen. Allmählich konzentriert sich die Lösung, das Kochsalz kristallisiert aus und wird ausgeschöpft. Das Ozeanwasser enthält ca. 2½ Prozent Chlornatrium, von denen 1 Prozent in ziemlicher Reinheit gewonnen wird.

schnüren und aufliegendem Carnallit, Bittersalz und andern Salzschieben. So ist auch das großartige Salzager von Staßfurt entstanden.

In Deutschland betrieb man bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts ausschließlich die Salzgewinnung aus Solen und durch Auslaugen unterirdischer Fldze. Dann erst ging man zum Abbau des Steinsalzes auf bergmännische Art in den festen Bänken des Magdeburg-Halberstädter Beckens über. 1851 begann die Aufschließung der vorhin erwähnten Steinsalzlager zu Staßfurt im preussischen Regierungsbezirk Magdeburg, nahe der anhaltischen Grenze, durch Abteufen zweier Schächte und 1857 die bergmännische Gewinnung der Salze, die jener Gegend seither einen Weltruf verschafft haben. Gegenwärtig werden etwa 2 Millionen Zentner Steinsalz alljährlich in den Staßfurter Werken gefördert, allein die ganz einzig in der Welt dastehende Bedeutung der dortigen Lager beruht nicht darin, sondern vielmehr in den gleichzeitig vorkommenden Kali-, Brom- und Bor-salzen. Steinsalzlager findet man ja auch noch anderwärts, nicht jedoch gleich mächtige Kalisalz-lager.

Anfangs betrachtete man die das große Staßfurter Steinsalzlager überragende Schicht unreiner Kalisalze bloß als ein höchst lästiges Hindernis für den Bergbau, da die Beseitigung dieser Massen, mit denen man damals noch sonst nichts anzufangen wußte, nur den Betrieb verteuerte. Nach wenigen Jahren jedoch ließen die großen Fortschritte der Chemie und rationellen Landwirtschaft den hohen Wert der Kalisalze erkennen. In Staßfurt und

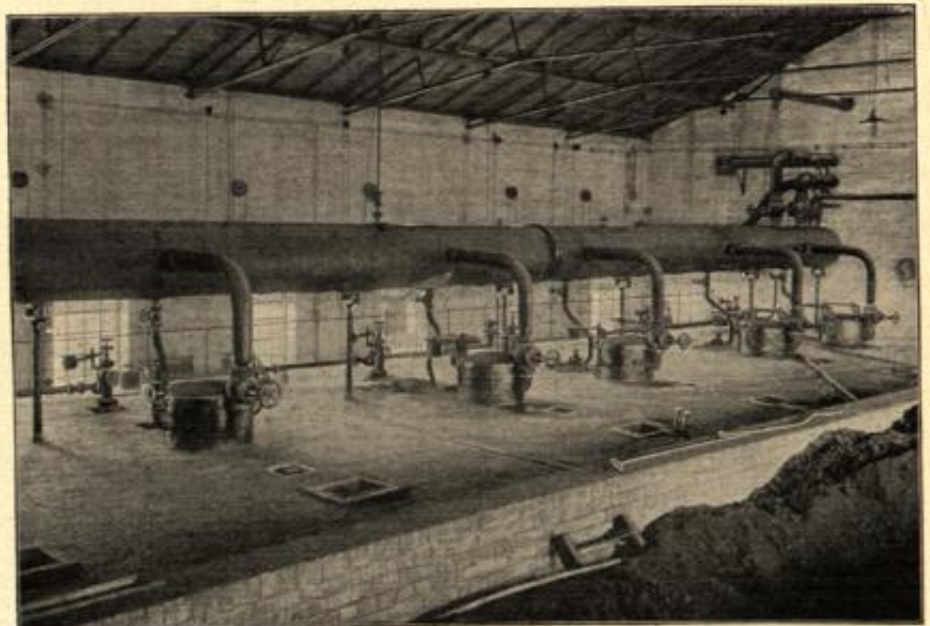


Förderwagen für die Salze.

Vor ihm und mit ihm scheidet sich nur Gips aus. Bei weiterem Verdunsten des Wassers, also weiterer Konzentration der Lösung, kristallisiert ein Gemenge von

Kochsalz und Magnesiumsulfat (Bittersalz) aus, worauf die Abscheidung eines Gemenges von Chlorkalium und Chlormagnesium folgt, das in der Natur sich findet und als Carnallit bezeichnet wird. Endlich bleibt eine sirupöse Masse zurück, die Chlormagnesium, Brom- und Jodsalze enthält. Dieser selbe Prozeß nun, den man künstlich zur Salzgewinnung aus Meerwasser einleitet, ist seit dem Bestehen der Erde in den verschiedenen geologischen Perioden vor sich gegangen. Durch das Emporheben einzelner Gegenden wurden Meeresteile von der übrigen Wassermasse abgetrennt, es verdunstete mehr Wasser, als hinzulam, so daß allmählich konzentrierte Salzlösungen, „Salzsolen“ wie in Reichenhall in Bayern, bei Inowrazlaw und so weiter, oder gar „Salzseen“ entstanden, wie sie sich in den Niederungen der Wolga, in der Kirgisensteppe und anderswo mehr finden. Wurden solche Meeresteile von Zuflüssen abgeschnitten, so trockneten sie allmählich ganz aus; es entstand Steinsalz mit zwischenliegenden Gips-

teuerte. Nach wenigen Jahren jedoch ließen die großen Fortschritte der Chemie und rationellen Landwirtschaft den hohen Wert der Kalisalze erkennen. In Staßfurt und



Dampfesselanlage.



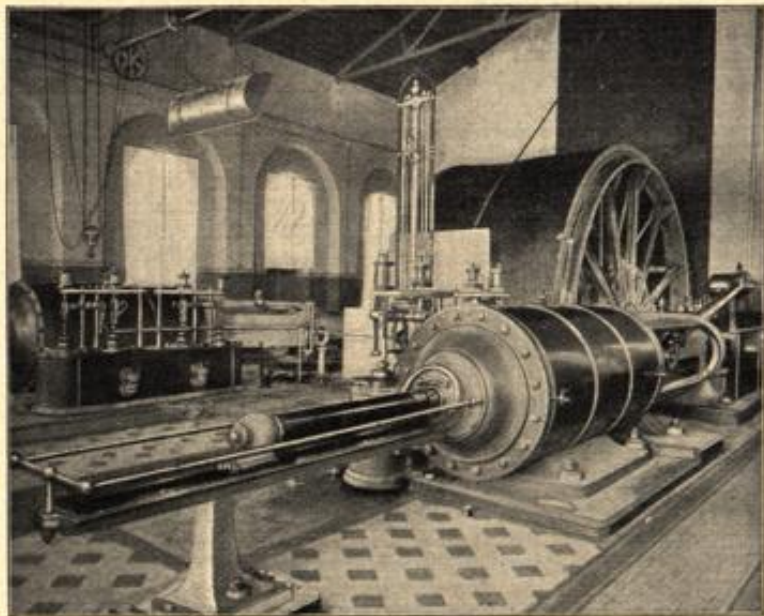
Durch Elektrizität betriebene Bohrmaschine in einer Tiefe von 500 Meter.

Leopoldsdahl wurden die ersten Fabriken zur Verarbeitung von Kalisalzen auf Chlorkalium und Düngesalze errichtet, und bald überragte nun die Bedeutung der sogen. Abraum-salze die des Steinsalzes ganz bedeutend. Erläuternd sei bemerkt, daß man als Kalisalze im engeren Sinne solche Kaliverbindungen betrachtet, die, als Mineralien

gewonnen, sich entweder roh als geschälte Düngemittel verwenden lassen oder aber zu den verschiedenen Kaliverbindungen weiter verarbeitet werden. Solche sind zumal die vorhin erwähnten, leicht löslichen Abraumfalte, aus denen die über 40 Meter starke obere Decke des Steinsalzlagere im Magdeburg-Halberstädter Becken besteht. Die hauptsächlichsten davon sind die technisch ungemein wertvollen Carnallit, Sylvit und Kainit. Außer in der Gegend von Staßfurt, Westeregeln und Aschersleben wurden Abraumfalte seither nur noch bei Kalusz in Galizien angetroffen. Diese Rohfalte sind einmal zur künstlichen Düngung für die Landwirtschaft wichtig, an

aus bis auf die unterste Sohle des Werkes geht. Es dient dazu, die gewonnenen Salze zu Tage zu fördern, gleichzeitig aber auch zur Ein- und Ausfahrt der Beamten und der Arbeiter. Der Schacht hat bis jetzt drei Sohlen; so heißen im Bergbau die wagrechten Schnitte, nach denen die steil einfallenden Lagerstätten der zu gewinnenden Mineralien in einzelne, für den Abbau geeignete Abteilungen geteilt werden. Die erste Sohle, die man zur Kaligewinnung angelegt hat, ist 480 Meter, die zweite 494, die dritte über 500 Meter tief. In allen

drei Sohlen befinden sich zahlreiche Stollen, die sich nach allen Richtungen ausdehnen. Die gewonnenen Salze werden in den kleinen, mit je zwei Pferden bespannten Lowries auf der durch alle Stollen laufenden doppelgleisigen Eisenbahn bis zum Förderschacht geschafft. Von dort zu Tage gefördert, werden sie in der Mühle, die von der in dem zweiten Maschinenhalle aufgestellten Mühlenmaschine getrieben wird, zerkleinert und dann, in Säcke gefüllt, mit der Bahn zur weiteren chemischen Scheidung versandt. In diesem zweiten Maschinenhalle befindet sich auch die Dynamomaschine, die alle Räume des Werkes wie die sämtlichen Stollen im Schacht mit Licht versieht; außerdem liefert sie die Kraft für das Bohren mit den elektrischen Bohrmaschinen. Die übrigen Maschinen



Fördermaschinenraum.

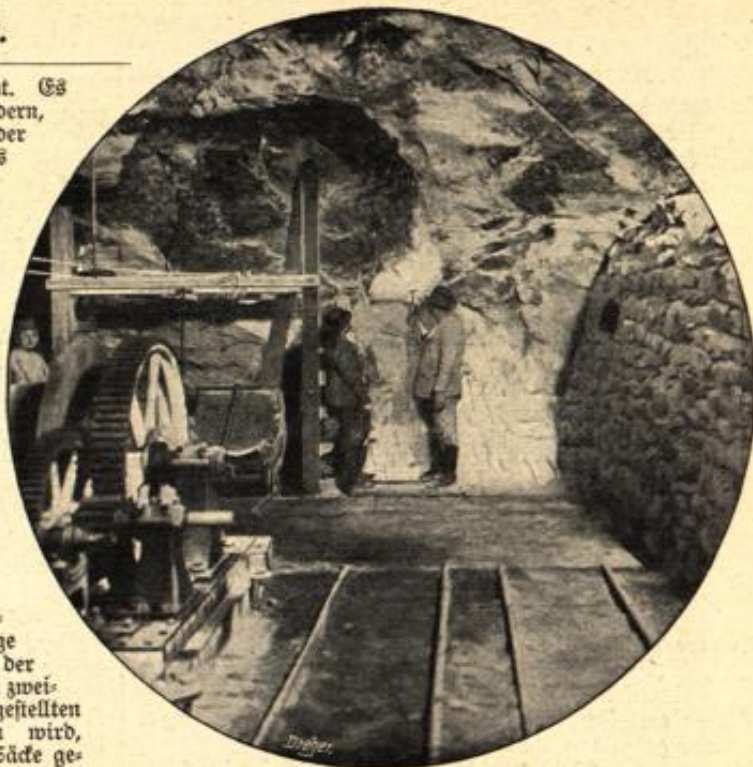
die Staßfurt alljährlich mehrere Millionen Zentner im Werte von 15 bis 20 Millionen Mark abgibt; noch höhere Bedeutung haben sie aber für die Industrie erlangt, die die Abraumfalte außer auf Düngesalze auf Chlorkalium, Kalisulfate, Kieserit, Chlormagnesium, Brom u. s. w. verarbeitet.

Wie aus dem Angegebenen hervorgeht, hat die deutsche Kali-Industrie in den fünfzig Jahren ihres Bestehens eine großartige Ausdehnung gewonnen. Als zuerst im Norden und Osten und dann auch im Süden und Westen des Harzes immer neue Lager von Abraumfalten erschlossen wurden, drohte eine beträchtliche Ueberproduktion, was die preussischen und anhaltischen fiskalischen Bergwerke, denen auch die privaten zumeist beitraten, durch eine Kalikonvention, die man später zum geschlossenen Kartell erweiterte, zu verhindern suchten. Eine starke Ausfuhr der Rohfalte ging von Anfang an nach Nordamerika; das erklärt die neuerdings von dort her gemachten Versuche, die deutsche Kali-Industrie zu beeinflussen.

Zu den älteren Stätten, wo jene reichen Schätze von Rohsalzen dem Erdbinnen entnommen und dann weiter verarbeitet werden, ist neuerdings das Stein- und Kalisalzbergwerk der Gewerkschaft Justus I in Volpriehausen getreten, dessen Bauten nebst den Betrieben unter und über der Erde in ihren Hauptmomenten unsere Abbildungen dem Leser vorführen. Der Sitz dieser Gesellschaft befindet sich in Köln a. Rh.; das Werk selbst liegt mitten in dem

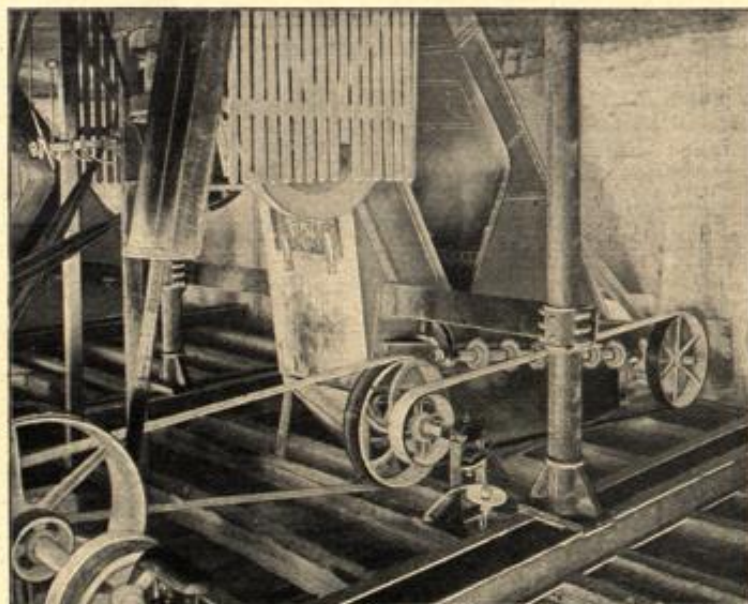
werden sämtlich durch Dampf getrieben; zu dem Zweck ist eine große Dampfesselanlage in den unteren Räumen des Hauptgebäudes angebracht. Ferner hat das Werk eine eigne Schmiede, Schlosserei und Tischlerei. Diese Räume befinden sich in dem rechts des Förderturms befindlichen einstöckigen Gebäude, während das Comptoir und sonstige Büroräume in dem vorderen, links vom Hauptgebäude befindlichen einstöckigen Anbau untergebracht sind. Hier ist auch der Lagerraum, während das chemische Laboratorium unten am äußersten Ende des Werkes liegt. Die Förderung der Salze ist schon so weit gediehen, daß täglich bis zu 50 Lowries versandt werden können. Doch nimmt man an, daß sich diese Zahl später noch erhöhen wird.

Für den Ort Volpriehausen wie für die Gegend angrenzender Grundstücke ist durch Errichtung dieses Werkes eine gute Einnahmequelle geschaffen. Die Gewerkschaft zahlt pro Zentner, der kaufmännisch verwertet wird, zwei Pfennig Fördergeld, das



Ein mächtiges Kalilager in 500 Meter Tiefe.

in eine gemeinsame Kasse fließt und gleichmäßig an sämtliche Grundbesitzer nach der betreffenden Morgenzahl verteilt wird. Es fließt dadurch monatlich schon eine



Salzmühle.

ziemliche Summe zusammen. Ein benachbarter Großgrundbesitzer, der außerhalb der Gemeinde Volpriehausen wohnt, hat in einem Monat schon die Summe von 1000 Mark erhalten. Augenblicklich wird ein großes Gebäude für die Beamten wie für die täglich steigende Arbeiterzahl errichtet, außerdem eine eigne chemische Fabrik, um die Salze selbst scheiden zu können und dadurch den Ertrag des Werkes noch zu erhöhen.

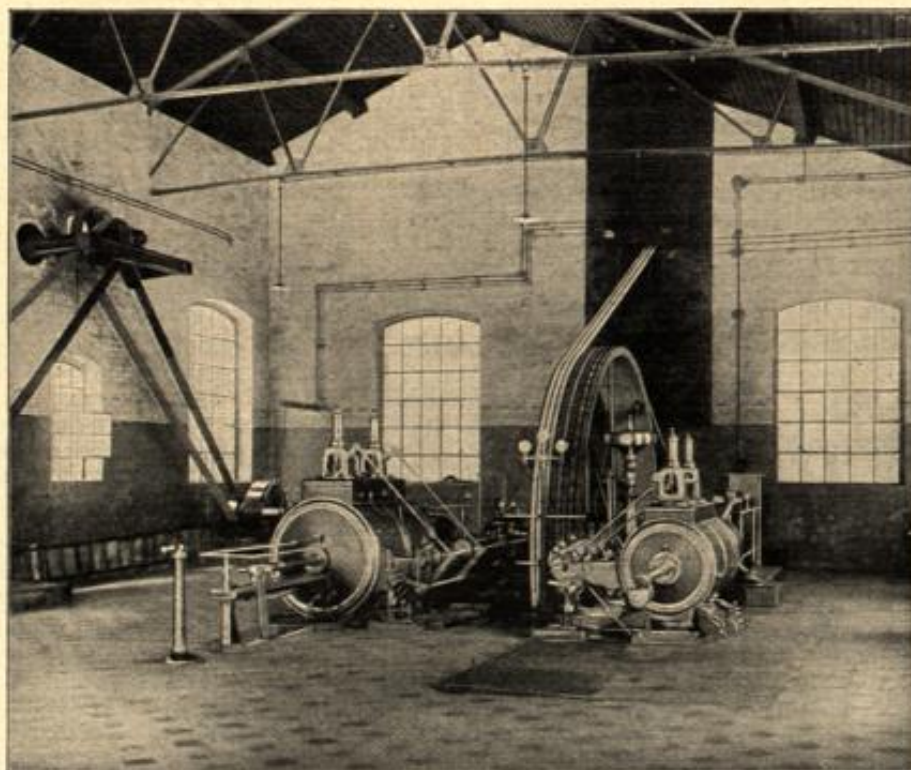
Mein Reisegefährte, der Reformator.

Von
Mark Twain.

Autorisierte Uebersetzung von S. Conrad.

Es war im Frühjahr 1893; ich reiste nach Chicago, um die Weltausstellung zu sehen, sah sie zwar nicht, aber mein Ausflug war doch nicht ganz fruchtlos — ich fand Ersatz für die Ausstellung. In New York machte ich die Bekanntschaft eines Majors von der Armee, der mir sagte, er wolle ebenfalls nach Chicago gehen; wir verabredeten uns, die Reise zusammen zu machen. Ich hatte vorher noch etwas in Boston zu thun, aber das machte ihm nichts; er sagte, er wolle den Umweg machen und mitkommen. Er war ein schöner Mann, von einem Körperbau wie ein Gladiator, indes seine Manieren waren ruhig, seine Sprache war sanft und hatte etwas Ueberzeugendes an sich. Er war ein unterhaltender Gesellschafter, aber ungemein ruhig; dazu ohne jeglichen Sinn für Humor. Er nahm Interesse an allem, was um ihn herum vorging, allein sein Gleichmut war unerschütterlich; nichts brachte ihn aus der Ruhe, nichts regte ihn auf.

Bevor indessen der Tag zu Ende war, bemerkte ich, daß er tief im Innern trotz all seiner Ruhe eine Leidenschaft hatte — eine Leidenschaft für die



Maschine zum Treiben der Mühle.

Abstellung kleiner Mißstände im öffentlichen Leben. Er schwärmte für Bürgerpflicht — das war sein Stedensperd. Er war der Meinung, jeder Bürger der Republik müsse sich selber als nichtamtlichen und unbefoldeten Polizisten betrachten und über den Gesehen und ihrer Beobachtung treue Wacht halten. Seiner Ansicht nach waren die Rechte der Allgemeinheit auf wirksame Weise nur zu wahren und zu schützen, wenn jeder Bürger für sein Teil dazu half, daß jeder Verstoß, der zu seiner persönlichen Kenntnis kam, verhindert oder bestraft wurde.

Der Gedanke war gut; mir wollte nur scheinen, als ob man dabei fortwährend Unannehmlichkeiten haben müsse und nichts anderes mehr zu thun habe, als pflichtwidrig handelnde kleine Beamte absetzen zu lassen, um vielleicht zum Dank dafür bloß ausgelacht zu werden. Aber er sagte, nein, ich wäre auf dem Holzweg; es läge keine Veranlassung vor, irgend jemand absetzen zu lassen, ja es dürfe überhaupt niemand entlassen werden; das wäre gänzlich verfehlt — nein, man müßte den Mann reformieren und für die von ihm bekleidete Stelle brauchbar machen.

„Da muß man also den Sünder erst zur Anzeige bringen und dann den Vorgesetzten bitten, ihn nicht zu entlassen, sondern ihm nur einen tüchtigen Rüssel zu geben und ihn zu behalten?“

„Nein, so ist es nicht gemeint; Sie dürfen ihn überhaupt nicht anzeigen, denn damit bringen Sie sein täglich Brot in Gefahr. Sie könnten so thun, als ob Sie ihn anzeigen wollten — wenn alles andre nichts hilft. Aber nur im äußersten Notfall. Das ist schon eine Art von Gewalt, und Gewalt taugt nicht. Diplomatie — das hilft! Wenn nun jemand Läst besigt — wenn er Diplomatie anwendet...“

Seit zwei Minuten hatten wir vor einem Telegraphenhalter gestanden, und die ganze Zeit über hatte der Major sich bemüht, die Aufmerksamkeit eines der jungen Beamten zu erregen; aber von denen hatte keiner Zeit, weil sie alle aus dem Fenster gucken mußten. Schließlich machte sich der Major bemerklich und bat einen von ihnen, ihm sein Telegramm abzunehmen. Er bekam zur Antwort:

„Sie können wohl 'ne Minute warten, was?“

Und der junge Mann sah wieder aus dem Fenster. Der Major sagte ja, er hätte es nicht so eilig. Dann schrieb er ein zweites Telegramm:

„Präsident der Western Union Telegraph Company. Bitte, speisen Sie heute Abend bei mir. Kann Ihnen etwas davon erzählen, wie in einem Ihrer Bureauz der Dienst gehandhabt wird.“

Der junge Mann, der eben vorher so schnippisch geantwortet hatte, streckte die Hand aus und nahm das Telegramm; als er es las, wurde er ganz blaß und begann sich zu entschuldigen. Er sagte, er würde seine Stellung verlieren, wenn dieses furchtbare Telegramm abginge, und vielleicht beläme er keine andre wieder. Wenn es ihm nur noch diesmal so hinginge, so würde er in Zukunft keinen Anlaß zur Klage mehr geben. Daraufhin wurde der Friede geschlossen.

Als wir weitergingen, sagte der Major:

„Nun, sehen Sie, das war Diplomatie — und Sie haben bemerkt, wie sie wirkte. Es hätte gar keinen Zweck gehabt, Lärm zu machen, wie die Leute fortwährend thun — der junge Mensch kann einem mit gleicher Münze heimzahlen, und man zieht fast immer den kürzeren dabei und ärgert sich bloß über sich selber. Aber, wie Sie gesehen haben, gegen Diplomatie kann er nichts machen. Freundliche Worte und Diplomatie — das sind die Werkzeuge, mit denen man arbeiten muß.“

„Ja, ich verstehe; aber nicht jeder ist in so günstiger Lage, wie Sie in diesem Fall. Es steht eben nicht jedermann auf so vertrautem Fuß mit dem Präsidenten der Western Union.“

„Ich kenne den Präsidenten gar nicht — ich benutzte ihn nur zu diplomatischen Zwecken. Es geschieht zu seinem und zum allgemeinen Besten. Also ist nichts Böses dabei.“

Ich fragte zögernd und mit bedenklichem Gesicht: „Ist es aber überhaupt wohl jemals recht oder anständig, zu lügen?“

Die gelinde Selbstüberhebung, die in der Frage lag, beachtete er nicht, sondern antwortete mit unerschütterlich ernster Einfachheit:

„Ja, zuweilen. Wenn man lügt, um jemand Schaden zu thun oder um sich selber einen Vorteil zu verschaffen, so ist das nicht zu rechtfertigen. Wenn man dagegen lügt, um einem Nebenmenschen beizustehen oder um des allgemeinen Besten willen — o, das ist ganz was anderes! Das weiß ja jedes Kind. Aber ganz abgesehen von den Methoden — Sie sehen das Ergebnis. Der junge Mensch wird jetzt ein brauchbarer und höflicher Beamter werden. Er hatte ein gutes Gesicht. Es lohnte sich, ihn zu retten, — um seiner Mutter, wenn nicht um seiner selbst willen. Natürlich hat er eine Mutter — auch Schwestern. Hol der Hensler die Leute, die das fortwährend vergessen. Wissen Sie, ich habe nie in meinem Leben ein Duell gehabt — nicht ein einziges Mal —, obwohl

ich so gut wie andre Leute Herausforderungen erhielt. Ich sah immer meines Gegners unschuldige Frau oder Mutter oder Kinderchen zwischen ihm und mir stehen. Sie hatten ja nichts gethan — ich konnte doch nicht ihre Herzen brechen.“

Er verbesserte im Lauf des Tages eine hübsche Menge Mißstände, und stets ohne Reibung, stets mit einer feinen und zartfühlenden „Diplomatie“, die keinen Stachel zurückließ. Seine Leistungen bereiteten ihm so viel Glückseligkeit und Zufriedenheit, daß ich ihn um seinen Beruf beneidete und mich vielleicht auch darin versucht haben würde, wenn ich die notwendigen Abweichungen von der Wahrheit mit ebensolcher Zuversicht aus meinem Munde hervorbringen könnte, wie es mir mittels einer Feder und hinter der Deckung einer Druckerpresse nach einiger Uebung — glaube ich — wohl möglich wäre.

Als wir am späten Abend mit der Pferdebahn wieder in die Stadt hinein fuhren, kamen drei Rabaukbrüder in den Wagen und begannen nach rechts und links mit unflätigen Späßen und Flüchen um sich zu werfen. Die Passagiere, zum Teil Frauen und Kinder, hatten Angst, und kein Mensch wagte, den Knoten entgegenzutreten oder ein Wort zu erwidern; der Schaffner versuchte es mit gütlichem Zureden, aber die Raubheine gaben ihm einfach Schimpfworte zurück und lachten ihn aus. Sehr bald sah ich dem Major an, daß er hier einen Fall seiner Spezialität vor sich hatte; augenscheinlich musterte er in Gedanken seinen Vorrat von diplomatischen Mitteln. Ich sah mit Bestimmtheit voraus, daß sein derartiger Versuch ihm nur Spott und Hohn, vielleicht sogar noch Schlimmeres einbringen würde; aber bevor ich ihm diese Bemerkung zuflüstern konnte, sagte er bereits in gleichmütigem und leidenschaftslosem Ton:

„Schaffner, Sie müssen diese Schweine 'rausschmeißen. Ich will Ihnen dabei helfen.“

Das hatte ich nicht erwartet. Schnell wie der Bliß fuhren die drei Knoten auf ihn los, aber kein einziger kam an ihn heran. Er teilte drei Faustschläge aus, wie man sie außerhalb eines Preisboxerrings nicht zu sehen erwarten konnte, und die drei Kerle blieben liegen, wo sie hingefallen waren. Der Major schleifte sie hinaus und warf sie von der Plattform des einen Moment haltenden Wagens herunter; hierauf fuhren wir weiter.

Ich war erstaunt; erstaunt darüber, daß ein Bamm so vorgehen konnte; erstaunt über die von ihm entfaltete Kraft und über das klare und allgemeinverständliche Ergebnis; erstaunt über die gewandte und geschäftsmäßige Art, wie er das Ganze gemacht hatte. Die Situation hatte ihre humoristische Seite, insofern ich den ganzen Tag über von diesem schlagfertigen Herrn fortwährend Vorträge über sanfte Ueberredung und freundliche Diplomatie angehört hatte. Ich hätte ihn gern darauf hingewiesen und einige Sarkasmen darüber angebracht; aber als ich ihn ansah, merkte ich, daß das keinen Zweck haben würde. Auf seinem friedfertigen und zufriedenen Gesicht lag keine Ahnung von Humor; er würde mich nicht verstanden haben. Als wir auf einer der nächsten Haltestellen ausgestiegen waren, sagte ich zu ihm:

„Das war ein tüchtiger diplomatischer Streich oder vielmehr es waren drei tüchtige diplomatische Streiche.“

„Das? Das war keine Diplomatie. Sie sind völlig auf dem Holzweg. Diplomatie ist ganz was anderes. Damit ist bei der Sorte nichts auszurichten; sie würden's nicht verstehen. Nein, das war keine Diplomatie, es war Gewalt.“

„Da Sie das Wort nennen, so — ja, ich glaube, Sie können vielleicht recht haben.“

„Vielleicht? Natürlich habe ich recht. Es war eben Gewalt!“

„Ich glaube selber, es hatte den äußeren Anschein. Versuchen Sie oft, Leute auf diese Art zu bessern?“

„O nein, das kommt beinahe nie vor. Nicht öfter, als jedes halbe Jahr einmal im Durchschnitt.“

„Die Leute werden doch mit dem Leben davonkommen?“

„Mit dem Leben davonkommen? Na, natürlich! Sie sind ganz außer Gefahr. Ich weiß, wie und wohin ich zu schlagen habe. Sie haben wohl bemerkt, daß ich nicht unter die Kinnlade schlug. Das würde sie getötet haben.“

Ich glaubte das. Ich bemerkte — und nach meiner Meinung war es ein ganz guter Witz —, er sei den ganzen Tag über ein Bamm gewesen, habe sich aber jetzt auf einmal zum Bock entwickelt, zum Sturmbock; aber er sagte mit freundlicher Offenheit und Unbefangenheit: nein, ein Sturmbock sei ganz was anderes und jezt nicht mehr im Gebrauch. Das war, um aus der Haut zu fahren, und ich wäre beinahe mit der Antwort herausgeplatzt, er habe von Witz nicht mehr Ahnung als ein Trampeltier. Ich hatte das Wort thatsächlich schon auf der Zunge, aber ich sagte es doch nicht, denn mir fiel ein, daß die Sache keine Eile habe, und ich es ebenjogut ein andermal telephonisch abmachen könne.

Am nächsten Nachmittag fuhren wir nach Boston. Die Rauchabteilung im Salonwagen war voll, und wir gingen daher in das gewöhnliche Rauchcoupé. Drüben auf der andern Seite des Wagenganges, auf dem vordersten Sitz, saß ein bescheiden aussehender alter Mann — dem Anschein nach ein Landmann — mit bleichem, tränklichem Gesicht und hielt mit dem Fuß die Thür offen, um frische Luft zu bekommen. Auf einmal kam polternd ein großer Bremser herein; bei der Thür blieb er stehen, warf dem Landmann einen ganz wütenden Blick zu und schlug mit solcher Kraft die Thür zu, daß der alte Mann beinahe seine Stiefelsohle eingebüßt hätte. Dann machte er sich an seine Verrichtungen. Mehrere von den Passagieren lachten, und der alte Herr sah ganz beschämt und traurig drein.

Ein Weilschen darauf kam der Schaffner durch, und der Major hielt ihn an und stellte in seiner gewöhnlichen höflichen Weise die Frage:

„Schaffner, wo beschwert man sich über unangemessenes Betragen eines Bremfers? Bei Ihnen?“

„Sie können ihn in New Haven anzeigen, wenn Sie das wollen. Was hat er gethan?“

Der Major erzählte die Geschichte. Sie schien den Schaffner zu amüsieren. Er sagte mit einer ganz kleinen Beimischung von Sarkasmus zu seinen kostlichen Worten:

„Wenn ich Sie recht verstehe, so sagte der Bremser nichts?“

„Nein, das that er nicht.“

„Aber er sah den Herrn wütend an, sagten Sie?“

„Ja.“

„Und er warf in unhöflicher Weise die Thür zu?“

„Ja.“

„Und das ist alles, nicht wahr?“

„Ja, das ist alles.“

Der Schaffner lächelte freundlich und sagte:

„Na, wenn Sie ihn anzeigen wollen, meinnetwegen; aber ich sehe nicht recht, wohin das führen könnte. Wenn ich recht begriffen habe, so wollen Sie vortreiben, der Bremser habe den alten Herrn hier beleidigt. Man wird Sie fragen, was er gesagt habe. Sie werden antworten, gesagt habe er überhaupt nichts. Dann wird man jedenfalls fragen, wie Sie von einer Beleidigung sprechen können, wenn der Mann, wie Sie selber zugeben, kein Wort gesagt hat.“

Ein Beifallsgemurmel belohnte den Schaffner für seine knappen und bündigen Schlussfolgerungen. Das machte ihm Vergnügen — man konnte es seinem Gesicht ansehen.

Aber der Major war unerschütterlich. Er sagte:

„Ja, da haben Sie einen schreienden Uebelstand im ganzen Beschwerbewesen berührt. Die Eisenbahnbehörden — wie übrigens auch das Publikum und allem Anschein nach Sie selber — wissen gar nicht, daß es auch Beleidigungen giebt, die nicht in Worten bestehen. Darum wendet sich niemand an die höchste Stelle und beschwert sich wegen Beleidigungen in Manieren, Gebärden, Blicken und so weiter, und trotzdem berühren solche zuweilen empfindlicher als Worte. Sie thun bitterlich weh, weil sie unsagbar sind und weil der Beleidiger, wenn er von seinen Vorgesetzten zur Rede gestellt wird, immer sagen kann, es sei ihm nicht im Traume eingefallen, irgend jemand beleidigen zu wollen. Mir scheint, die Behörden sollten das Publikum dringend ersuchen, auch Beleidigungen und Unhöflichkeiten, die nicht in Worten ausgedrückt waren, zur Anzeige zu bringen.“

Der Schaffner lachte und sagte:

„Na, das hieße denn doch die Fürsorge fürs Publikum recht weit treiben.“

„Aber nicht zu weit, glaube ich. Ich will diesen Fall in New Haven zur Sprache bringen, und ich habe so eine Ahnung, daß man mir dankbar dafür sein wird.“

Des Kondukteurs Gesicht verlor etwas von seinem freundlichen Ausdruck, oder vielmehr es wurde vollkommen kühl und ernst, als der Mann meckte. Ich sagte:

„Sie wollen doch nicht wirklich wegen so einer Lappalie Lärm schlagen?“

„Es ist keine Lappalie. So etwas sollte stets angezeigt werden. Es ist eine öffentliche Angelegenheit, und kein Bürger hat das Recht, darüber hinwegzusehen. Aber ich werde mich über diesen Fall gar nicht zu beschweren brauchen.“

„Wieso?“

„Es wird nicht nötig sein. Diplomatie wird alles in Ordnung bringen. Sie werden schon sehen.“

Nach einiger Zeit kam der Schaffner wieder durch den Wagen; als er beim Major war, beugte er sich zu ihm herüber und sagte:

„s ist alles in Ordnung. Sie brauchen den Mann nicht anzuzeigen. Er ist mir verantwortlich, und wenn er's noch einmal thut, will ich ihm einen Rüssel geben.“

Der Major antwortete herzlich:

„Nun, so gefällt's mir. Glauben Sie nicht, ich hätte aus Rachsicht so gesprochen, ich that's aus Pflicht.“

gefühl, weiter nichts. Mein Schwager ist einer von den Direktoren der Bahn, und wenn er erfährt, daß Sie den Bremser das nächste Mal, wenn er einen harmlosen alten Mann gröblich beleidigt, ganz gehörig vornehmen wollen, so wird ihn das freuen, darauf können Sie sich verlassen.

Der Schaffner sah nicht so heiter drein, wie man vielleicht hätte erwarten können; er machte im Gegenteil den Eindruck, als ob ihm recht unbehaglich zu Mute wäre. Er dachte eine Weile nach, dann sagte er:

„Ich meine, irgend was sollte gleich jetzt auf der Stelle mit ihm geschehen. Ich will ihn entlassen.“

„Ihn entlassen? Was sollte das für einen Zweck haben? Glauben Sie nicht, es wäre vernünftiger, ihm bessere Manieren beizubringen und ihn zu behalten?“

„Um, da liegt was drin... Was würden Sie vorschlagen?“

„Er beleidigte den alten Herrn in Gegenwart all dieser Herrschaften. Wie war's, wenn Sie ihn hereinnehmen lassen, daß er in ihrer Gegenwart Abbitte thut?“

„Ich werde ihn sofort schicken. Und ich möchte noch eins bemerken: Wenn alle Leute es so machten wie Sie und solche Sachen sofort bei mir meldeten, anstatt ihren Ärger bei sich zu behalten und nachher herumzulaufen und auf die Eisenbahnen zu schimpfen, so sollten Sie mal sehen, wie schnell sich alles ändern würde. Ich bin Ihnen sehr verbunden.“

Der Bremser kam und leistete Abbitte. Als er wieder hinaus war, sagte der Major:

„Sehen Sie wohl, wie einfach und leicht das war? Der gewöhnliche Bürger würde nichts ausgerichtet haben — der Schwager eines Direktors bringt alles fertig, was er nur will.“

„Aber sind Sie wirklich der Schwager von einem der Direktoren?“

„Immer. Immer, wenn das öffentliche Interesse es erfordert. Ich habe einen Schwager in allen Direktionen — überall. Das erspart mir endlose Verdrießlichkeiten.“

„Es ist eine recht ausgebreitete Verwandtschaft.“

„Ja; ich habe ihrer mehr als dreihundert.“

„Wird die Verwandtschaft niemals von einem Schaffner angezweifelt?“

„Es ist mir noch niemals vorgekommen; auf mein Ehrenwort: niemals!“

„Warum ließen Sie ihn denn nicht, wie er's wollte, den Bremser fortjagen? Sie wissen, daß der Mensch es verdiente.“

Der Major antwortete — und in seinem Tone lag wirklich ein an ihm ganz ungewohnter Anflug von Ungebuld:

„Wenn Sie bloß mal einen Augenblick nachdenken wollten, so würden Sie eine solche Frage nicht stellen. Ist ein Bremser ein Hund, und kann man ihn nicht anders erziehen wie einen Hund? Er ist ein Mensch und hat wie ein Mensch um seinen Lebensunterhalt zu ringen. Und er hat stets eine Schwester oder eine Mutter oder Weib und Kinder zu erhalten. Immer — Ausnahmen giebt es nicht. Wenn Sie ihm seinen Lebensunterhalt nehmen, so nehmen Sie auch den übrigen weg — und was haben sie Ihnen gethan? Nichts. Und was hat es für Zweck, einen unhöflichen Bremser fortzujagen und einen andern anzustellen, der gerade so ist wie er? Es wäre eine Unklugheit. Sehen Sie denn nicht ein, daß es das einzig Vernünftige ist, den Bremser zu bessern und ihn zu behalten? Das ist doch klar.“

Während der ferneren Fahrt hatten wir bloß noch ein Erlebnis. Zwischen Hartford und Springfield kam mit dem üblichen Gebrüll der Buchhandlungsjunge durch den Wagen; er hatte einen ganzen Armvoll Bücher und Zeitungen und ließ ein dickes Heft einem schlafenden Herrn in den Schoß fallen, so daß er ganz erschrocken emporfuhr. Er war sehr ärgerlich, und er sowie zwei Freunde ergingen sich in sehr hitzigen Reden über den Frevler. Sie ließen den Salonwagenschaffner kommen, trugen ihm den Fall vor und verlangten, der Junge müsse durchaus fortgejagt werden. Die drei Beschwerdeführer waren reiche Holzpöler Kaufleute, und der Schaffner hatte offenbar ziemliche Angst vor ihnen. Er suchte sie zu beschwichtigen und setzte ihnen auseinander, der Junge stehe nicht unter seiner Nachbefugnis, sondern sei Angestellter der Eisenbahnbuchhandlung. Aber all sein Reden nützte ihm nichts.

Hierauf erbot sich der Major freiwillig, für den Beschuldigten zu zeugen. Er sagte:

„Ich habe alles mit angesehen. Sie, meine Herren, haben nicht übertreiben wollen, haben es aber doch gethan. Der Junge hat nichts weiter gethan, als was die Bahnzugjungen alle thun. Wenn Sie wünschen, daß er anständiger Manieren annimmt und sich bessert, so bin ich mit Ihnen einverstanden und bereit, Ihnen bei diesen Bemühungen zu helfen; aber es ist nicht recht, ihn einfach wegzujagen, ohne ihm eine Möglichkeit der Besserung zu geben.“

Aber sie waren ärgerlich und wollten von einem Vergleich nichts wissen. Sie wären gut bekannt mit

dem Präsidenten der Boston- und Albany-Gesellschaft, sagten sie, und wollten den nächsten Tag alles andre liegen lassen, um nach Boston zu gehen und dem Jungen zu zeigen, wer sie wären.

Der Major sagte, da wollte er auch dabei sein, und er würde alles thun, was in seinen Kräften stünde, um den Jungen zu retten. Einer von den Herren sah ihn von oben bis unten an und sagte:

„Da kommt es also offenbar darauf hinaus, wer den größten Einfluß beim Präsidenten der Gesellschaft hat. Kennen Sie Mr. Bly persönlich?“

Der Major sagte in aller Ruhe:

„Ja; er ist mein Oheim.“

Die Wirkung war zufriedenstellend. Ein paar Minuten lang herrschte ein peinliches Schweigen. Dann fingen sie an einzulernen und halbe Zugeständnisse zu machen, daß sie wohl etwas zu hastig und überempfindlich gewesen seien. Und bald war alles wieder friedlich und gemüthlich, und es wurde beschlossen, die Sache fallen zu lassen und dem Jungen sein Brot (mit Butter) zu lassen.

Der Präsident der Eisenbahngesellschaft war natürlich nicht des Majors Oheim — nur für diesen Tag und diesen Zug adoptiert!

Auf der Rückreise erlebten wir gar nichts; wahrscheinlich, weil wir mit einem Nachtzug fuhren und den ganzen Weg über schliefen.

Am Samstagabend fuhren wir mit der Pennsylvanienbahn von New York ab. Nach dem Frühstück am andern Morgen gingen wir in den Salonwagen, fanden es aber dort öde und ungemüthlich. Es waren nur ein paar Leute drin und nichts los. Hierauf gingen wir in den kleinen Rauchabteil des Salonwagens und fanden dort drei Herren. Zwei von ihnen schimpften über eine Vorschrift der Bahnverwaltung: daß nämlich Sonntags in den Zügen nicht Karten gespielt werden dürften. Sie hatten ein unschuldiges Spielchen gemacht, und es war ihnen verboten worden, weiter zu spielen. Der Fall interessierte unsern Major. Er sagte zu dem dritten Herrn:

„Hatten Sie etwas gegen das Spielen einzuwenden?“

„Durchaus nicht. Ich bin Professor an der Yale-Universität und ein religiöser Mann, aber das geht mir zu weit.“

Hierauf sagte der Major zu den beiden andern:

„Sie können ganz nach freiem Belieben Ihr Spiel wieder aufnehmen, meine Herren; niemand hier hat etwas dagegen einzuwenden.“

Einer von ihnen wollte es nicht riskieren; aber der andre meinte, er wolle gern wieder anfangen, wenn der Major mit ihm spiele. Sie legten also einen Ueberzieher über ihre Kniee, und das Spiel nahm seinen Fortgang. Ziemlich bald nachher kam der Salonwagenschaffner herein und sagte in scharfem Tone:

„Hoho, meine Herren, das geht nicht! Stecken Sie die Karten ein — es ist nicht erlaubt.“

Der Major war gerade beim Mischen. Er mischte ruhig weiter und sagte:

„Auf welchen Befehl ist es verboten?“

„Das ist mein Befehl. Ich verbiete es.“

Der Major fing an zu geben und fragte:

„Ist die Idee von Ihnen?“

„Was für 'ne Idee?“

„Die Idee, das Kartenspielen an Sonntagen zu verbieten.“

„Nein, natürlich nicht.“

„Von wem dann?“

„Von der Gesellschaft.“

„Dann geht ja also eigentlich der Befehl nicht von Ihnen, sondern von der Gesellschaft aus. Stimmt das?“

„Ja. Aber Sie hören ja nicht auf zu spielen; ich muß Sie erjuchen, daß Sie augenblicklich aufhören.“

„Uebereilung ist zu nichts gut und thut oft Schaden. Wer ermächtigte die Gesellschaft, einen solchen Befehl zu erlassen?“

„Mein werter Herr, das geht mich gar nichts an, und...“

„Aber Sie vergessen, daß Sie nicht der einzige sind, der hier in Betracht kommt. Vielleicht geht es mich sehr nahe an. Ja, es ist in der That für mich eine Sache von sehr großer Bedeutung. Ich kann eine gesetzmäßige Vorschrift meines Landes nicht verletzen, ohne mich selber zu entehren; ich kann keinem Menschen und keiner Gesellschaft erlauben, meine Freiheit mit ungesetzlichen Vorschriften einzuschränken — was Eisenbahnverwaltungen fortwährend zu thun versuchen —, ohne meine Bürgerwürde zu entehren. Ich komme daher auf meine Frage zurück: auf welche Autorität hin hat die Verwaltung diesen Befehl erlassen?“

„Das weiß ich nicht. Das ist ihre Sache!“

„Meine auch. Ich zweifle, ob die Gesellschaft überhaupt ein Recht hat, eine derartige Vorschrift zu erlassen. Die Bahn führt durch verschiedene Staaten.“

„Wissen Sie, in welchem Staat wir augenblicklich sind, und wie die gesetzlichen Vorschriften dieses Staates in Bezug auf das Kartenspielen am Sonntag lauten?“

„Diese gesetzlichen Vorschriften gehen mich nichts

an, wohl aber die Befehle meiner Gesellschaft. Es ist meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß dies Spielen aufgehört, meine Herren, und es muß aufhören!“

„Kann sein; aber trotzdem brauchen wir uns nicht zu übereilen. In Gasthäusern schlagen sie gewisse Vorschriften in den Zimmern an, aber stets führen sie dabei Paragraphen aus den Staatsgesetzen an. Hier sehe ich nichts derart angeschlagen. Bitte, weisen Sie Ihre Berechtigung nach und lassen Sie uns zum Schluß kommen, denn Sie sehen selber, daß Sie das Spiel aufhalten.“

„So etwas habe ich nicht, aber ich habe meine Befehle, und das genügt. Diesen Befehlen muß gehorcht werden.“

„Wir wollen nicht zu hastig in unsern Folgerungen sein. Es wird besser sein, wenn wir die Sache ohne Hitze und ohne Hast untersuchen und uns erst mal ansehen, wie es steht, bevor einer von uns einen Mißgriff macht — denn wenn die Freiheiten eines Bürgers der Vereinigten Staaten beschnitten werden, so ist das ein viel ernsteres Ding, als Sie und die Bahnverwaltungen zu ahnen scheinen, und ich für meine Person lasse es mir nicht gefallen, wenn der Betreffende mir nicht die Berechtigung seines Vorgehens nachweist. Nun...“

„Mein werter Herr, wollen Sie Ihre Karten hinlegen?“

„Alles zu seiner Zeit — vielleicht. Es kommt darauf an. Sie sagen, diesem Befehl muß gehorcht werden. Muß. Das ist ein starkes Wort. Sie sehen selber, wie stark es ist. Eine vernünftige Verwaltung wird Sie — natürlich! — nicht mit einem so drastischen Befehl bewaffnen, ohne eine Buße auf jede Verletzung der Vorschrift zu legen. Sonst könnte es leicht ein toter Buchstabe und ein lächerlicher Befehl bleiben. Wie viel beträgt die Buße für Uebertretung dieses Gesetzes?“

„Buße? Davon habe ich niemals etwas gehört.“

„Anfraglich müssen Sie sich irren. Ihre Gesellschaft befiehlt Ihnen, hier hereinzukommen und in scharfer Weise eine unschuldige Unterhaltung zu verbieten, und giebt Ihnen kein Mittel an die Hand, um dem Befehl Geltung zu verschaffen. Sehen Sie nicht ein, daß das Unsinn ist? Was thun Sie denn, wenn Leute sich weigern, dem Befehl zu gehorchen? Nehmen Sie Ihnen die Karten weg?“

„Nein.“

„Weisen Sie den Frevler auf der nächsten Haltestelle aus dem Zug?“

„Na, das können wir doch natürlich nicht, wenn einer seine Fahrkarte hat.“

„Verklagen Sie ihn vor Gericht?“

Der Schaffner schwieg; augenscheinlich war er verwirrt. Der Major gab neue Karten und sagte:

„Sie sehen selber, daß Sie hilflos sind und daß die Gesellschaft Sie in eine lächerliche Stellung gebracht hat. Man überträgt Ihnen das Amt, eine anmaßende Vorschrift durchzuführen, Sie machen das mit Värmen und Loben, und wenn Sie näher zusehen, so finden Sie, daß Sie kein Mittel haben, sich Gehorsam zu erzwingen.“

Hierauf sagte der Schaffner mit kühler Würde:

„Meine Herren, Sie haben den Befehl gehört, und damit habe ich meine Schuldigkeit gethan. Ob Sie dem Befehl nachkommen oder nicht, das werden Sie machen, wie's Ihnen gutdünkt.“ Damit wandte er sich zum Gehen.

„Bitte, warten Sie doch noch. Die Sache ist noch nicht zu Ende. Ich glaube, Sie irren sich, wenn Sie meinen, Ihre Schuldigkeit gethan zu haben; aber wenn das wirklich der Fall ist, so habe jetzt ich selber eine Schuldigkeit zu erfüllen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Werden Sie meinen Ungehorsam bei der Direktion in Pittsburg zur Anzeige bringen?“

„Nein. Wozu auch?“

„Sie müssen mich anzeigen, oder ich werde Sie anzeigen!“

„Anzeigen — wesswegen?“

„Wegen Ungehorsams gegen die Befehle Ihrer Gesellschaft, indem Sie nicht unserm Spiel Gehalt gethan haben. Als Bürger habe ich die Pflicht, den Eisenbahngesellschaften beizustehen, daß ihre Angestellten den Dienst ordentlich versehen.“

„Meinen Sie das im Ernst?“

„Ja, in vollem Ernst. Ich habe nichts gegen Sie als Menschen, aber ich muß Ihnen als Beamten den Vorwurf machen, daß Sie Ihren Befehl nicht ausgeführt haben, und wenn Sie mich nicht anzeigen, muß ich Sie anzeigen. Und das werde ich auch thun.“

Der Schaffner sah ganz verblüfft drein und dachte einen Augenblick nach; dann rief er:

„Ich habe mich da, wie's scheint, selber in eine nette Patsche gebracht. Das Ganze ist ja ein großer Rußelmudel; ich werde absolut nicht mehr klug daraus. So was ist mir noch niemals vorgekommen. Die Leute haben sich stets gefügt und nie ein Wort gesagt, daher habe ich auch gar nicht bemerkt, wie



Mutterglück.

Von

Hans Gschelbach.

I.

Eoch über meiner Kammer
Steht fromm ein reiner Stern,
Des Lebens Leid und Jammer
Schweigt still und liegt mir fern.

Ihm, der zu trennem Bunde
Mein trautes Heim gebaut,
Ihm hab' ich ja zur Stunde
Ein süßes Glück vertraut.

Die Glocke klang im Thale,
Als uns sein Kuß vereint,
Nun hat zum ersten Male
Mein Mann vor Glück geweint!

Von seiner Lieb' getragen
Wie eine Königin,
Fehlt mir das Wort, zu sagen,
Wie reich und froh ich bin.

Ein jubelndes Frohlocken
Durchrieselt all mein Sein ...
Er sagt, in meinen Locken
Da lag' ein Heil'genschein.

II.

Strahlendes Linnen,
Ich hab' es genäht
In Träumen und Sinnen
Von früh bis spät.

Nun hängt auf der Hecke
Das Linnen so licht,
Der sinkt in der Ecke,
Der singt ein Gedicht.

Ganz innerlich lacht' ich,
So Stich für Stich,
Und immer nur dacht' ich:
Für dich! ... für dich! — Die Dornen nicht sieht!

III.

Ich hab' einen Schrei vernommen
In Schmerzen, Jubel und Not,
Der ist vom Himmel gekommen,
Der riß aus dem Arm mich dem Tod!

Ein Schrei nur! — doch alle Lieder
Der Erde vereint drin sind;
Es rief mich ins Leben wieder
Mit diesem Schrei — mein Kind!

IV.

Nun schlummert in der Wiege
Mein Kind. — Es schweigt mein Mann,
Er schaut mich mit verklärten,
Glücksel'gen Augen an.

Er streichelt meine Hände,
Und wenn er auch nicht spricht,
Ich weiß: für unsre Wonne
Da giebt es Worte nicht.

Ich schau' nur nach der Wiege,
Daran ein Engel steht,
Mein ganzes Sein ist heute
Ein heißes Dankgebet!

V.

Den Menschen kann ich mein Glück nicht sagen,
Zum Throne Gottes will ich es tragen:

Herr, du hast mich in Erdennacht
In der glücklichsten Mutter gemacht!
Herr, du hast mir dies Kind gesandt,
Schirmend halte darüber die Hand! —
Nimm mir, was eitel in meinem Leben,
Deine Weihe sollst du mir geben:
Laß mich im Guten nicht rasten noch ruhn,
Engelsdienste soll ich ja thun,
Engelsdienste auf dunkler Erden —
Besser muß ich, viel besser werden!
Lehre mich, deine Wege zu gehen,
Lehre mich, aufwärts nach dir zu sehen!
Führt mich der Weg auch durch Dornen und Not:
Liebe ist stark, ja stark wie der Tod!
Mit meinem Kinde durch Sorgen und Schmerzen
Such' ich den Weg mir zu deinem Herzen.
In deine Hände schreibe mich ein,
Mache mich würdig — Mutter zu sein!

Letzte Nacht.

Von

Grust Bahn.

Ech halte Wacht, du blaßes,
Du stummes Kind, die Nacht,
Mein Liebste du auf Erden,
Ich halte letzte Wacht.

Ein weißer Mondstrahl gleitet
Herein zu dir und mir,
Streift deines Lagers Linnen
Und ruht verträumt auf dir.

Auf deinen süßen Lippen,
Auf deinem Angesicht; —
Den Kuß, den langen, feuchten,
Mein Lieb, fühlst du ihn nicht?

Weckt er dich nicht, der Schimmer,
Der dich verstoßen traf? —
Wer hieß, wer hieß dich schlummern
So traumlos tiefen Schlaf?

Was machte dir die Augen
So müde und so schwer? —
Geschlossen sind die Lider
Und heben sich nicht mehr. —

Ich halte Wacht, — und leise
Herrnnt die nächt'ge Frist,
Entslehn die kurzen Stunden,
Da du noch bei mir bist!



SCHMIDT-HELMBRECHTS.



Die Hofkaser bei Waterloo. Nach dem Gemälde von H. von Höpfer.

lächerlich der dumme Befehl ohne Strafbestimmungen ist. Ich wünsche niemand anzuzeigen, wünsche aber auch, selber nicht angezeigt zu werden — um Gottes willen, davon könnte ich ja endlose Scherereien haben. Bitte, spielen Sie nur ruhig weiter — spielen Sie den ganzen Tag, wenn Sie Lust haben —, und reden wir nicht mehr davon!"

"Nein, ich habe bloß diesen Platz hier eingenommen, um die Rechte dieses Herrn hier zu vertreten — jetzt kann er selbst weiter spielen. Doch bevor Sie gehen — wollen Sie mir nicht vielleicht sagen, weshalb nach Ihrer Meinung die Gesellschaft diese Vorschrift erlassen hat?"

"Der Grund für die Vorschrift ist vollkommen klar und einfach; sie ist erlassen aus Rücksicht auf die Gefühle, ich meine die religiösen Gefühle der Mitfahrenden. Es ist vielen unter ihnen peinlich, wenn durch Kartenspielen auf den Eisenbahnen der Sonntag entheiligt wird."

"So dachte ich mir's auch. Sie finden nichts dabei, den Sonntag durch Reisen zu entheiligen, aber sie wollen nicht dulden, daß andre Leute..."

"Wahrhaftig, Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Auf diesen Gedanken war ich noch nie gekommen. Aber es ist wirklich eine alberne Vorschrift, wenn man genauer zuseht."

In diesem Augenblick kam der Zugführer herzu und wollte sehr von oben herab das Kartenspielen untersagen, aber der Schaffner nahm ihn auf die Seite, um ihm den Fall auseinanderzusetzen. Wir hörten kein Wort mehr von der Geschichte.

In Chicago lag ich elf Tage lang krank zu Bett und bekam daher von der Weltausstellung keinen Schimmer zu sehen, denn ich war genötigt, nach dem Osten zurückzukehren, sobald ich wieder reisefähig war. Am Tage vor unsrer Abreise bestellte der Major eine Salonabteilung in einem Schlafwagen und bezahlte den Preis dafür. Ich hatte also einen bequemen großen Raum zur Verfügung; als wir aber auf dem Bahnhof ankamen, stellte sich's heraus, daß aus Versehen unser Wagen nicht angehängt worden war. Der Schaffner hatte einen Abteil für uns freigehalten — mehr konnte er nicht thun, sagte er. Aber der Major sagte, wir hätten es nicht so eilig und wollten warten, bis der Wagen angehängt sei. Hierauf antwortete der Schaffner mit freundlicher Ironie:

"Mag sein, daß Sie es nicht eilig haben, wie Sie soeben sagten, aber wir haben's eilig. Bitte, einsteigen, meine Herren, einsteigen. Lassen Sie uns nicht warten."

Aber der Major wollte nicht einsteigen und ließ auch nicht zu, daß ich es that. Er verlangte seinen Wagen und sagte, er müsse ihn haben. Dies machte den vor Geschäftigkeit schwitzenden Schaffner ungeduldig, und er rief:

"Wir haben unser möglichstes gethan — Unmögliches können wir nicht fertig bringen. Sie werden diesen Abteil nehmen oder gar keinen. Es ist ein Versehen vorgekommen, und das kann nicht in diesem letzten Augenblick wieder gut gemacht werden. So etwas kommt ab und zu vor, und man kann nichts anderes thun, als sich so gut wie möglich darein zu finden. Andre Leute machen's auch so."

"Ah, ja, das ist es eben! Hätten Sie auf ihren Rechten bestanden, so würden Sie jetzt nicht versuchen, die meinigen so mir nichts dir nichts unter die Füße zu treten. Ich habe durchaus nicht den Wunsch, Ihnen unnötigerweise Verlegenheiten zu bereiten, aber es ist meine Pflicht, den nächsten, dem das Gleiche passieren könnte, vor derartigem zu bewahren. Ich muß also meinen Wagen haben. Sonst werde ich in Chicago warten und die Eisenbahngesellschaft wegen Verletzung des mit mir abgeschlossenen Vertrages verklagen."

"Die Gesellschaft verklagen? Wegen so einer Kleinigkeit?"

"Gewiß."

"Ist das wirklich Ihre Absicht?"

"Allerdings."

Der Schaffner sah den Major mit einem erstaunt prüfenden Blick an; dann sagte er:

"Donnerwetter, so was! Das war noch nicht da — ist mir noch niemals vorgekommen. Aber ich will darauf schwören, Sie thäten's. Hören Sie, ich will den Bahnhofsvorsteher holen."

Der Bahnhofsvorsteher war nicht wenig ärgerlich — auf den Major, nicht auf den Mann, der das Versehen gemacht hatte. Er war ziemlich kurz angebunden und stellte sich auf den gleichen Standpunkt wie anfangs der Schaffner; aber das rührte den Artilleristen durchaus nicht; er bestand mit seiner freundlichen Ruhe darauf, er müsse seinen Wagen haben. Offenbar lag in diesem Fall der ganze Vorteil des Rechts nur auf der einen Seite, und zwar auf der des Majors. Der Stationsvorsteher gab sein ärgerliches Wesen auf und wurde höflich; er bat sogar halb und halb um Entschuldigung. Dies war eine gute Eröffnung von Verhandlungen, und der Major gab nun auch etwas nach. Er sagte, er wolle auf die bestellte und bezahlte Salonabteilung verzichten, aber eine

Salonabteilung müsse er haben. Nach einigem Suchen wurde eine gefunden, deren Inhaber sich überreden ließ; er vertauschte sie mit unserm Sonderabteil, und wir fuhren endlich ab.

Am Abend besuchte der Schaffner uns und war freundlich und höflich und zuvorkommend. Wir hatten ein langes Gespräch miteinander und wurden schließlich gut Freunde. Er sagte, er wünsche, das Publikum beschwerte sich öfter — das würde von guter Wirkung sein. Man könnte nicht erwarten, daß die Bahnverwaltungen dem Reisenden gegenüber ihre Schuldigkeit thäten, solange nicht die Reisenden sich selber darum bekümmerten.

Ich hoffte, wir hätten jetzt auf unsrer Reise genug reformiert, aber dem war nicht so. Am andern Morgen bestellte der Major, als wir im Speisewagen saßen, ein gebratenes Huhn. Der Kellner sagte:

"Es steht nicht auf der Speisefarte, Herr; wir servieren nichts, was nicht auf der Karte steht."

"Der Herr da drüben ißt Huhn."

"Ja, das ist aber was andres. Er ist Betriebsdirektor bei der Gesellschaft."

"Dann muß ich erst recht gebratenes Huhn haben. Solche Unterscheidung liebe ich nicht. Bitte, schnell — bringen Sie mir ein gebratenes Huhn."

Der Kellner kam mit dem Steward, und dieser setzte leise und höflich dem Major auseinander, es ließe sich unmöglich machen — es wäre gegen die Vorschrift, und die Vorschrift laute auf das strengste.

"Sehr wohl; dann müssen Sie sie entweder unparteiisch anwenden oder sie unparteiisch brechen. Sie müssen dem Herrn sein Huhn wegnehmen oder mir auch eins bringen."

Der Steward wußte nicht, was er machen sollte. Er begann eine unzusammenhängende Erklärung vom Stapel zu lassen, und in diesem Augenblick kam der Schaffner vorbei und fragte, wo's fehle. Der Steward setzte ihm auseinander, da wäre ein Herr, der durch aus ein Huhn haben wollte, obwohl das doch gegen die Vorschrift wäre und jenes Gericht nicht auf der Speisefarte stünde. Der Schaffner sagte:

"Halten Sie sich an Ihre Vorschrift — eine andre Wahl giebt's nicht für Sie. Aber warten Sie mal 'nen Augenblick — ist das der Herr?" Dann lachte er und fuhr fort: "Lassen Sie lieber Ihre Vorschriften... ich rate Ihnen — und ich weiß warum —, geben Sie ihm alles, was er verlangt, und wenn Sie's nicht haben, so lassen Sie den Zug halten und besorgen Sie's."

Der Major aß das Huhn, aber er sagte mir, er thäte es nur aus Pflichtgefühl und des Prinzips wegen, denn eigentlich möge er Huhn gar nicht.

Ich verfehlte allerdings die Weltausstellung, aber ich lernte dafür ein paar diplomatische Kunstgriffe kennen, die sich mir und dem Leser vielleicht im Laufe der Zeit als bequem und praktisch erweisen werden.

Im Biergarten.

(Bild S. 581.)

Herr Vanderer hat recht gehabt. Der Platz, an den er sie geführt, ist schön, einer jener alten, leider von der mächtig um sich greifenden Bauspekulation fast schon völlig verdrängten gemütlichen Wirtsgärten mit hohen, schattigen Bäumen und massiven geräumigen Tischen und Bänken. Zurzeit aber — was ihr als Hauptsache erscheint — "ist kein Mensch da". Keiner wenigstens, der sie kennt und weiß, daß Fräulein Wally, die Floßmeisterswally von Niedernbach, seit vier Wochen bei der Frau Bas in der Stadt ist zum Puzmachenlernen und zu sonstiger Vervollkommnung ihrer bereits vor Jahren im Schulkloster begründeten "Bildung". Die um die Nachmittagsstunden spärlichen Gäste, ein paar Dienstmädchen, die der nahen Kaserne zu Liebe sich in Erwartung des "Schazes" mit den Kinderwagen trotz höheren Befehls hier niedergelassen haben, ein Privatier, der ordnungsgemäß sein Quantum, drei Halbe nach Tisch, absolviert, und ein Arbeiter, der heute am Montag gewissenhaft "blau" macht und sich jetzt "extra", um den Meister zu ärgern, vom "Zeitungswei" a recht a rots Soziblatt" kauft, genießen unser Pärchen nicht. Nur die Kellnerin, mit der Vanderer eben wegen eines Imbisses, ob "a Wurscht, an Kas oder a Gfelfts", unterhandelt, hat ihnen, wie Wally meint, einen verständnisvollen Blick zugeworfen, vor dem sie verlegen die Augen niederschlägt. Als wohlgezogene Provinzlerin ist sie noch ein Keuling auf den Liebespfaden der Großstadt und macht sich im stillen Vorwürfe, daß sie sich herbeigelassen, mit dem jungen Maler, der ihr, seit er sie neulich als Logenmachbar im III. Rang des Gärtnertheaters kennen gelernt, immer den Weg abpaßt, spazieren zu gehen und sogar einzulehren. Eigentlich hat er sie eingeladen, sein Atelier zu besuchen, die Werkstätte, wo er all seine großen Bilder malt. Sie soll die neue, wunderschöne Muttergottes anschauen, die bis nach Amerika kommt. Bei einem so heiligen Bild kann ja nichts Unrechtes sein und dann soll sie auch selbst "gemalen" werden, gerade wie sie da ist mit der hellen Bluse und dem flotten Hut, den ihre eigne Geschicklichkeit geschaffen. Schon beschwichtigen seine schönen Worte allmählich ihre inneren Skrupel. Da springt plötzlich der Frau Bas' ihr zufälliger Begleiter, der bisher halb schlafend unter dem Tisch gelegen, mit lautem, freudigem Gebell, als gälte es, die Herrin zu begrüßen, auf und spornstreichs

zur Gartenthüre hinaus. Entsetzt ruft Wally: "Jessas, da kommt wer, das ist Gottes Stimme!" — "Nur Ihr Azorl, mein süßes Kind," lacht überlegen der schlankere Verehrer. — "Nein, nein, Herr Vanderer, es gehört sich nicht und es darf nicht sein. Mir für ungut, aber leben S' wohl und warten S' nicht auf mich." Und fort war sie durch die Hintertür, ehe der Verblüffte sie zurückhalten konnte. Ärgerlich bestellt Vanderer eine frische Maß und bleibt, über sein mißglücktes Abenteuer nachdenkend, noch eine Weile allein sitzen im Wirtsgarten.

Eine Gletscherspalte im Glacier Blanc.

(Bild S. 584.)

Bald wird es wieder lebendig in den Thälern der Hochalpen, wenn die "Vergfere" mit Rucksäcken und nageleischnen Schuhen sich einsinden. Anlässlich der bevorstehenden Eröffnung der eigentlichen Saison für die Hochtouristik sei an das prächtige, im Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-S. München erscheinende Werk "Alpine Majestäten und ihr Gefolge" (in Monatsheften zum Preise von M. 1.—) erinnert, das neben den Alpen von Ost und West alle Gebirge der Erde in vorzüglichen Bildern den Freunden des alpinen Sports und der Hochgebirgswelt überhaupt vorführt. Als Probe dieser Illustrationen bringen wir mit Genehmigung der Verlagsleitung auf Seite 584 eine Ansicht aus den Dauphiner Hochalpen in Frankreich, die eine der zentralen Zonen der Westalpen bilden. Hier ragt der gewaltige Bergstock des Pelvoux empor, der sich in seiner höchsten Spitze, den Grins, bis zu 4108 Metern erhebt. Unser Bild, nach einer Aufnahme von Vittorio Sella, Biella, stellt den Glacier Blanc oder Weißen Gletscher in der Richtung gegen Grande Sagne und Les Grins dar, den eine Gruppe mit ihrem Führer angeführter Touristen zu überschreiten im Begriff ist. Sie kommen gerade an einer der zahlreichen Gletscherspalten vorüber, die natürlich ungefährlich sind, wenn man, wie hier, ihre obere Öffnung deutlich vor sich liegen sieht. Häufig aber ist diese durch einen trügerischen Schneeeberhang oder eine dünne Eisdicke verhüllt, und dann wehe dem waghalsigen Touristen, der allein oder unangeleitet auf eine derartige gefährliche Stelle gerät, durchbricht und in die Spalte stürzt. Er wird in den meisten Fällen verloren sein, denn oft reicht kein Seil bis auf den Grund der schwarz gähnenden Klüfte, die vielfach über hundert Meter tief sind, und aus einer solchen Tiefe tönt kein Laut herauf. Nur wenn die Spalte eine geringere Tiefe besitzt und Hilfe zur Hand ist, kann der Gestürzte auf Rettung hoffen. Mitunter verengen sie sich auch nach einer Seite hin, und wenn der Tourist kräftig genug ist und einen Pickel bei sich hat, vermag er sich ohne fremde Hilfe durch Einhaken von Stufen wieder emporzuarbeiten. Gewöhnlich dagegen erweitern sie sich nach unten zu, da ihre Bildung von unten nach oben erfolgt. Ihre Lage ist bald parallel, bald kreuzen sie sich, und bei der steten Beweglichkeit der Gletscher- und Firnmassen ist ihr Spaltenmuster immerwährenden Veränderungen unterworfen. Deswegen mahnt Whymper: "Wer über die oberen Teile von Gletschern geht, ohne sich an das Seil festzubinden, braucht nicht gerade beim ersten Male Schaden zu nehmen, wird aber, wenn er so fortfährt, früher oder später gewiß verunglücken."

Allein.

(Bild S. 596.)

Wie war's im Stübchen einst belle,
Wie lachte der Sonne Schein,
Sie lag auf Diele und Schwelle,
Sie bligte durchs Fensterlein.

Sie lag auf zwei blonden Köpfchen —
Ein Bab und ein Mägdlein war's —,
Auf Strubelhaaren und Höschen,
Die Wonne des Elternpaares.

Der Bursche wandert' ins Weite,
Wohl über das wilde Meer,
Ein Gruß kam von ferner Seite,
Und dann — dann kam keiner mehr.

Des Mägdleins Rosenwangen
Hat glühe Hitze verdorrt;
Still ist sie von hinnen gegangen —
Viel weiter, viel weiter fort.

Müd wurden dem Vater die Hände,
Die Pulse, im Sorgenjoch;
Dann ging auch sein Herzschlag zu Ende —
Herrgott, dieses letzte noch!

Rings düstere Nebel sanken,
Erloschen der Sonne Schein;
Stumm sitzt, in Heimwehgedanken,
Im Stübchen die Mutter — allein.

Zwei Blockhausbewohner.

(Bild S. 600.)

Das Ringen des britischen Riesen mit dem burischen Zwerg, das 32 Monate hindurch währte, hat nun endlich durch den Friedensschluß sein Ende erreicht, und alle Welt atmet erleichtert auf. Eine humoristische Erinnerung an die letzte Periode dieses blutigen Krieges bewahrt das ergötliche Bild auf Seite 600, das nach einer an Ort und Stelle gemachten Momentaufnahme gezeichnet wurde.

Es versteht uns in den Hof eines der englischen Blockhäuser an der Delagoa-Bai-Linie. Bekanntlich ließ Lord Kitchener, der ursprünglich Ingenieur-Offizier war, mit ungeheuren Kosten diese Blockhauslinien errichten, um dadurch das Gebiet der beiden Burenrepubliken und der Kapkolonie, soweit das in letzterer nötig erschien, in Abschnitte zu teilen. Die Burenabteilungen sollten dann innerhalb solcher Abschnitte von mobilen Kolonnen gegen eine Blockhauslinie gedrängt und dort zur Kapitulation gezwungen werden — ein Manöver, das freilich nicht immer gelang. Die Blockhäuser saßen je zehn bis fünfzehn Mann als Besatzung und hatten Schießscharten nach allen Seiten hin. Eine Umzäunung von Stacheldraht umgab sie; Stacheldraht, mit Alarmautomaten versehen und von Selbstschüssen begleitet, verband auch die einzelnen Häuser, die an besonders gefährdeten Stellen nur 1000 Yards (900 Meter) voneinander entfernt lagen. Außerdem waren berittene Patrouillen zwischen ihnen Tag und Nacht unterwegs. In dem Blockhaus, wohin uns das Bild verweist, und seiner nächsten Umgebung verfiel der hübsche Fortterrier offenbar das Amt eines Wächters, wenn die Mannschaft gerade nicht zur Stelle ist. Dieser wachsame Blockhausbewohner betrachtet gerade mit offenbarem Mißtrauen einen seltsamen Eindringling, der unter der Stacheldrahtumzäunung hindurch in das von dieser eingeschlossene Gelände gelangt ist. Dies fremde Wesen trägt ein eignes Blockhaus in Gestalt einer dicken Panzerung mit sich herum; es ist nämlich eine riesige Schildkröte, die anscheinend von Neugierde hergetrieben wurde und einmal sehen möchte, wie es bei den fremden Kriegerleuten eigentlich aussieht. Die Art und Weise, wie diese beiden Blockhausbewohner einander gegenüberstehen und sich gegenseitig prüfend in Augenschein nehmen, ist ungemein komisch.

Die Krankheiten der heißen Jahreszeit, ihre Verhütung und Behandlung.

Von

Dr. med. Schütte, Magdeburg.

Wie es bei gewissen Tieren eine Anzahl von Krankheitserscheinungen giebt, die während der Sommermonate unter dem Einfluß von zu großer Hitze hervorgerufen werden, so stellen sich auch beim Menschen mit dem Eintritt der heißen Jahreszeit allerhand gesundheitliche Störungen ein. Sie haben teils in der direkten Einwirkung der erhöhten Wärmepertemperaturen auf die verschiedenen Organe, teils in gewissen unter der Einwirkung der hohen Wärmegrade im Innern des Körpers, besonders im Verdauungssystem, sich abspielenden Gärungs- und ähnlichen Prozessen ihre Ursache. Auch zu scharfe Temperaturschwankungen, der zu schnelle Uebergang von einer erhöhten Körpertemperatur zu einer unverhältnismäßig niedrigen, Vorkommnisse, zu denen in der heißen Jahreszeit so leicht und so vielfach Gelegenheit gegeben ist, sind häufig genug die Veranlassung zu schweren gesundheitlichen Schädigungen. Dazu kommen noch eine Anzahl anderer äußerlicher Momente, die aus der Vegetation und dem Tierleben der heißen Monate ihren Ursprung nehmen und in der verschiedensten Weise das Wohlbefinden des Organismus in seinem Gleichgewicht stören.

Machen wir uns nun vor allen Dingen erst einmal klar, in welcher Weise erhöhte Wärmepertemperaturen auf den menschlichen Organismus einwirken und welche Veränderungen sie in ihm hervorzurufen vermögen. Die Wärme im menschlichen Körper wird bekanntlich durch einen Verbrennungs- oder Oxydationsprozeß, d. h. durch eine Verbindung des mit der Atmungsluft aufgenommenen Sauerstoffes mit den organischen Bestandteilen des Körpers, erzeugt. Die Wärmeregulierung im Körper besorgt der Blutstrom, der infolge seines ununterbrochenen Kreislaufes die Wärme aus dem Innern des Körpers nach der Peripherie, d. h. nach der Hautoberfläche leitet, wo unter dem Einfluß der kühlen atmosphärischen Luft eine Wärmeabgabe nach außen, also eine Abkühlung des Körpers, eintritt. Im Winter ist die Wärmeabgabe nach außen eine beträchtlichere als im Sommer. Bei diesem Vorgange spielt auch die Art der Kleidung eine bedeutende Rolle. Besteht die Kleidung aus schlechten Wärmeleitern, d. h. aus dunkelfarbigen, wolligen Stoffen, so ist die Wärmeabgabe eine geringere, ist die Körperbedeckung aus hellen leinenen oder baumwollenen Stoffen angefertigt, durch die die Wärmeleitung mehr begünstigt wird, so ist die Abkühlung des Körpers eine stärkere.

Der Grad der Wärmeabgabe des menschlichen Körpers nach außen ist immer abhängig von der Höhe der Temperatur der ihn umgebenden Atmosphäre. Je niedriger die Lufttemperatur ist, desto mehr Wärme wird dem menschlichen Körper entzogen, und es tritt das Gefühl des Frierens ein. Bei sehr hohen Lufttemperaturen, wie sie die heiße Jahreszeit mit sich zu bringen pflegt, ist die Wärmeabgabe des Körpers nach außen nur eine sehr minimale. Es wird daher, wenn nicht auf irgend eine Weise Abhilfe geschafft wird, notwendig eine Wärmeaufspeicherung im Organismus stattfinden müssen.

Darum haben wir im heißen Sommer auch das Bedürfnis, in größeren Mengen kühle Getränke zu uns

zu nehmen, uns häufiger durch ein kaltes Bad oder eine kalte Dusche zu erfrischen, kühle und schattige Orte aufzusuchen, uns leichter und lustiger zu kleiden, übermäßige Körperbewegung und alle sonstigen Anlässe, durch die im Körper Wärme erzeugt wird, möglichst zu vermeiden.

Treten nun infolge allzugroßer Hitze in dem Verhältnis der Wärmeentziehung aus dem menschlichen Körper und der Aufspeicherung von Wärme in ihm durch die hohen Außentemperaturen Gleichgewichtsstörungen ein, so müssen notwendig pathologische Störungen im Organismus oder in gewissen Teilen des Körpers sich geltend machen.

Eine solche im heißen Sommer sehr häufig vorkommende pathologische Erscheinung ist der Hitzschlag, oder wie der Volksmund sich ausdrückt, der Sonnenstich. Der Hitzschlag ist eigentlich eine Krankheit der Tropen, jedoch kommt sie auch in unsrer Zone in den heißen Sommermonaten an schwülen, windstillen Tagen sehr häufig vor. Betroffen werden davon meist nur Individuen, die unter freiem Himmel bei hohen Temperaturen von über 20 Grad Réaumur anstrengenden Bewegungen ausgeführt sind, als wie auf dem Felde arbeitende Landleute, auf dem Marsch befindliche Soldaten, Landpostboten u. s. w. Jedoch kommt es auch nicht selten vor, daß auf den Straßen der Stadt ihren täglichen Geschäften nachgehende Personen plötzlich vom Hitzschlag getroffen zu Boden sinken.

Als Ursachen des Hitzschlages macht man in erster Linie zwei Faktoren verantwortlich; in erster Linie die übermäßige Wärmestauung im Körper, sodann eine dadurch herbeigeführte Wasserverarmung im Blute. Es kommen jedoch noch mancherlei andere Momente in Betracht, die die Neigung zum Hitzschlag in mehr oder weniger ungünstiger Weise zu beeinflussen vermögen; schwächliche Körperkonstitution, vorhergegangene Strapazen oder Ermüdung, Mangel an Gewöhnung von körperlichen Anstrengungen, endlich krankhafte Zustände, Herzfehler, Lungenvergrößerung (Emphysem) u. s. w.

Die Wärmestauung kann in solchen Fällen, zumal wenn bei mangelhafter Ausbuchtung des Schweißes oder durch zu enganschließende und relativ zu warme Kleidung die Abfuhr des Schweißes nach außen durch die natürliche Hautzirkulation eine beschränkte ist, derartige Dimensionen annehmen, daß sie den zulässigen Höhepunkt von 40 bis 41 Grad Celsius noch übersteigt. Es tritt dann der Tod ein durch Herzlähmung infolge der durch die übermäßige Wasserverarmung herbeigeführten Eindickung der Blutflüssigkeit.

Man hat bei Individuen, die am Hitzschlag zu Grunde gegangen waren, kurz nach dem Tode noch eine Körpertemperatur von 43 bis 44 Grad Celsius nachweisen können.

Der Hitzschlag tritt meist ganz plötzlich ein, indem das davon befallene Individuum ohne vorherige auffallende Symptome ganz plötzlich bewußtlos zusammenbricht. Jedoch giebt es auch Fälle, in denen sich schon vorher gewisse Anzeichen: Mattigkeit, Kopfschmerz, Herzklopfen, Beklemmungen auf der Brust, heftiges Durstgefühl, Ohrensausen und Augenschmerzen bemerkbar machen, bis dann endlich die Bewußtlosigkeit eintritt. In solchen Fällen, die meist leichter Natur sind, ist die Aussicht vorhanden, daß die Kranken durch reichlichen Wassergenuß und Anwendung von künstlichen Abkühlungen, durch herzanregende innere Mittel und sonstige zweckentsprechende Manipulationen bald wieder zu sich kommen und nach Verlauf mehrerer Tage unter der nötigen Schonung und Pflege ihre früheren Kräfte wiedererlangen.

Es tritt nun unwillkürlich die Frage an uns heran: „Wie kann man sich gegen Hitzschlag schützen?“ — Es sind hierbei zwei Punkte von besonderer Wichtigkeit; erstens einmal eine übermäßige Ansammlung von Wärme im Körper zu verhüten, zweitens für die Abkühlung des Körpers und eine hinreichende Ausbuchtung seitens der Haut zu sorgen. Zu diesem Zweck soll man übermäßige Muskelanstrengung und körperliche Arbeit zur heißen Tageszeit möglichst vermeiden und zur Erledigung dieser lieber die frühen, kühleren Morgenstunden benutzen. Die Kleidung der heißen Jahreszeit soll aus leichten, hellfarbenen, leinenen oder baumwollenen Stoffen bestehen und nicht enganschließend, also möglichst luftig gearbeitet sein. Durch öfteres Unterbrechen der Arbeit und kurze Ruhepausen an schattigen Plätzen, fleißige kalte Waschungen oder erfrischende Bäder soll man dem Körper die nötige Abkühlung gönnen. Ganz besonders aber muß für die oftmalige Zufuhr leicht absorbierbaren Getränkes, also weniger von alkoholischen Flüssigkeiten als frischen, klaren Trinkwassers, kalten Kaffees oder Thees, Fruchtlimonaden und ähnlichen gesorgt werden.

Ist die Erkrankung eingetreten, so ist der Kranke an einen schattigen, kühlen Ort zu transportieren, völlig von den Kleidern zu entblößen und mit dem Oberkörper hoch zu legen. Dann hat man in der ausgiebigsten Weise für die Abkühlung des Körpers zu sorgen und in reichlicher Menge die Zufuhr von Flüssigkeiten, am besten frischen Quellwassers, zu bewirken.

Ist der Kranke nicht mehr im Stande, zu schlucken, so muß man die nötigen Flüssigkeiten dem Körper durch Klystiere zuführen. Hat auch dies keinen Erfolg, so soll man ohne Verzug zu einer Transfusion einer 0,6 prozentigen Kochsalzlösung schreiten. Diese Manipulation kann natürlich nur von einem Arzt vorgenommen werden.

Die Wärmeentziehung des Körpers muß sehr energisch und anhaltend ausgeübt werden. Wo Gelegenheit gegeben ist, soll man den Kranken schleunigst in ein kühles Bad bringen. Kann man das letztere nicht haben, so sind kalte Abwaschungen oder noch besser naßkalte Einwickelungen zu empfehlen.

Sind die Glieder schon starr und kalt, so soll man es noch mit Abreiben des Körpers mit Eiswasser und mit Frottieren mittels wollener Tücher versuchen. Diese Manipulationen müssen so lange fortgesetzt werden, bis der Körper allmählich seine normale Temperatur wieder erlangt hat und in einen wohlthuenden, gesunden Schweiß verfällt.

Zur Anregung der Herzthätigkeit giebt man innerlich Kampfer oder guten Cognac und Portwein eßlöffelweise. Im höchsten Notfall bleibt als letztes Mittel nur noch die künstliche Atmung.

Ist der Kranke so weit wieder hergestellt, daß er das Bewußtsein wiedererlangt hat und über eine normale Temperatur und normale Herzthätigkeit wieder verfügt, so ist er schleunigst ins Bett zu bringen und mit der größten Pflege und Sorgfalt zu überwachen. Die vollständige Genesung nimmt doch immer eine Zeit von neun bis vierzehn Tagen in Anspruch.

Eine weitere, ziemlich häufig vorkommende Erkrankung der heißen Jahreszeit ist der sogenannte „Hitzfriesel“. Dieser entwickelt sich infolge von Reizungen der Haut durch die Sonnenhitze, durch übermäßige Schweißabsonderung, durch Reibung der Kleider, die infolge der Schweißdurchdringung am Körper festkleben und dadurch verursachtes Hautjucken und Kratzen, und äußert sich durch die Bildung von kleinen, mohnkorngroßen, klaren Bläschen mit gerötetem Entzündungshof, durch Fiebererscheinungen, Brennen und Jucken auf der Haut, Mattigkeit u. s. w. Die Frieselbläschen haben ihren Sitz besonders auf der Brust, dem Rücken, am Hals und auf dem Unterleib.

Unter der entsprechenden Behandlung, durch kühles Verhalten, die Anwendung von lauwarmen Bädern, Abwaschungen des Körpers mit Essigwasser (einen Eßlöffel Essig auf ein halbes Waschbecken voll Wasser), durch eine diätetische Ernährung, vornehmlich vegetarische Kost und den reichlichen Genuß säuerlicher Getränke, Abführmittel, Vermeidung von Hautreizen und innerlichen Reizungen durch scharf gewürzte Speisen und Getränke werden die Symptome bald wieder zurückgehen und nach wenigen Tagen vollständig verschwinden.

Aber nicht nur durch die direkte Einwirkung der hohen Sommertemperaturen auf den Organismus hat der Mensch unter gesundheitlichen Störungen zu leiden, sondern auch indirekt sind in der heißen Jahreszeit so mancherlei Anlässe gegeben, die die Funktionen des Körpers in irgend einer Weise zu schädigen vermögen. Wir erwähnen nur die sogenannten „Sommerdiarrhöen“ und die sonstigen katarrhalischen Erkrankungen des Magens und Darmkanals, die teils durch zu kaltes Trinken, teils durch den Genuß von Speisen und Getränken, die infolge der übermäßigen Hitze bereits verdorben oder in Gärung übergegangen sind, teils auch durch das Essen von unreifen Früchten und sonstigen schädlichen Vegetabilien, mit Vorliebe häufig bei Kindern hervorgerufen werden.

Auch die Säuglinge, besonders solche, die mit der Flasche aufgezogen werden, haben in den heißen Sommermonaten unter den schädlichen Einwirkungen, die die Hitze auf ihre tägliche Nahrung, die Milch, ausübt, arg zu leiden. Hunderte dieser kleinen Wesen erkranken während der heißen Jahreszeit durch den Genuß von verdorbener oder sauer gewordener Milch an den schwersten Darmkatarrhen, und ein großer Prozentsatz dieser Erkrankungen pflegt mit dem Tode zu enden.

Man schützt sich gegen diese Art von Krankheiten am besten durch eine entsprechende Diät. Man vermeide vor allen Dingen in erhittem Zustande die Zufuhr von eiskalten Getränken in den Magen. Auch in der Auswahl und Zusammensetzung der Speisen soll man im Sommer sehr vorsichtig sein und alle diejenigen Nahrungsmittel, die im Magen und Darmkanal leicht Gärungsprozesse verursachen, als wie Kompotte von unreifen Früchten, Gurkensalat, neue Kartoffeln, Weißbier, Milch, saure Milch u. s. w. von der Tageskarte möglichst ausschließen. Bei der Darreichung von Milch für Säuglinge soll man vorher strengstens deren Güte und Herkunft prüfen und sie nicht mit Wasser, sondern mit einer Abkochung von verdünntem Haferkleim zu gleichen Teilen vermischen. In dieser Zusammensetzung ist die Milch erstens bekömmlicher und leichter zu verdauen, zweitens auch weniger zur Gärung im Darmkanal geneigt. Außerdem muß man bei der Flaschenernährung bezüglich des

Instandhalten der Saugflasche und des Saugpfropfens, sowie bei der Zubereitung der Milch die größte Sauberkeit bewahren, um Pilzbildungen und Fermentierungen jeder Art zu vermeiden.

Ist ein solcher Darmkatarrh, sei es bei Erwachsenen, sei es bei Kindern oder Säuglingen, zum Ausbruch gekommen, so sind in erster Linie desinfizierende Abführmittel, am besten vom Arzt zu verschreibende Kalomel-

pulver, am Platze, damit die im Darmkanal befindlichen gärenden Stoffe und Verwesungsprodukte schnelligst herausbefördert werden. Die meist dabei auftretenden kolikartigen Leibschmerzen bekämpft man am erfolgreichsten durch feuchtwarme Umschläge auf den Unterleib oder durch Darreichung von heißem Valerian- oder Pfefferminzthee. Eine entsprechende Diät, die Darreichung von schleimigen Suppen und heißem Rotwein,

ferner die nötige Bettruhe und Pflege werden nicht verfehlen, zu einer baldigen Genesung mit beizutragen. Ist starkes Erbrechen vorhanden, so soll man dem Patienten zerkleinerte Eisstücke geben, die er langsam im Munde zergehen läßt. In ernsteren Fällen ist es ratsam, unverzüglich die Hilfe eines Arztes in Anspruch zu nehmen.

Nun giebt es noch eine Reihe von Krankheiten, die



Allein. Nach dem Gemälde von W. Langley.

sich durch gewisse Einflüsse der Vegetation der heißen Jahreszeit entwickeln. Auf die Vergiftungen durch giftige Pilze, giftige Beeren und Kräuter wollen wir, da sie im allgemeinen bekannt scheinen, nicht näher eingehen. Uns interessiert hier vor allem eine Krankheit, die im heißen Sommer zur Blütezeit der Getreidearten und Wiesengräser recht häufig vorkommt, und die man mit dem Namen „Heufieber“ belegt hat. Das Heufieber ist vornehmlich eine Krankheit der Städter. Es entsteht dadurch, daß die Pollen der blühenden Gräser auf die

Nasenschleimhäute gelangen und dort einen entzündlichen Prozeß, Rötung, Schwellung und Reizbarkeit dieser zum Niesen hervorrufen. Dabei sind Kopfschmerzen, Benommenheit, Reizungserscheinungen des Nervensystems, Fieber und unter Umständen auch asthmatische Erscheinungen vorhanden, aus der Nase entleert sich reichliches, dünnflüssiges, Blutwasser enthaltendes Sekret.

Die Erscheinungen gehen gewöhnlich in wenigen Tagen zurück, um sich sofort wieder einzustellen, wenn

sich Gelegenheit zur Einwirkung der gleichen Schädlichkeit bietet.

Das sicherste Mittel, um den Ausbruch dieser Erkrankung zu verhindern, ist natürlich die Vermeidung der erwähnten Gelegenheitsursachen. Wenn die Mittel zur Verfügung stehen, der soll zur Zeit der Gräserblüte, falls sich derartige Symptome zeigen, Aufenthalt an der See nehmen. Zur Stärkung des Nervensystems sind Eisen, Chinin, Valerian, die Opiate und ähnliche Mittel zu empfehlen. Einen gewissen Schutz gewährt

Die Studienreise.

Originalzeichnungen mit Text von Joh. Bahr.



Voll Ehatendrang eilt Maler Klex
Aufs Land behufs des Studienwecks.



Ein traulich Dörflein, weltverloren,
Hat er zum Schaffen auserkoren.



Am ersten Tag im Zimmerlein,
Da richtet er sich wohnlich ein.



Am nächsten Tage für sein Bild
Motive es zu suchen gilt.



Recht hübsch war freilich diese Mühle,
Doch gar zu sehr im alten Stile.



Auch dieses war modern und niedlich,
Doch leider gar zu unappetitlich.



Ein Kornfeld ragt, von Segen schwer,
„Das ist das Wahre!“ jubelt er.



„Da, dieses Bild,“ ruft er voll Glück,
„Das wird gewiß mein Meisterstück!“



Doch kaum macht er den ersten Strich,
Da rumpelt etwas fürchterlich.



Urpötzlich zog ein Wetter auf,
Er rettet sich in schnellem Lauf.



Der Regenguß, der folgt sodann,
Hält vierundzwanzig Stunden an.



Dann wird zum Glück es wieder hell,
Gleich ist der Maler auch zur Stell’.



Doch horch — was ist das für Getöse,
„ne Treibjagd giebt’s, und das ist böse.“



Tags drauf ’ne Schule aus der Stadt
’nen Ausflug unternommen hat.



Am folgenden macht eine Herde
Von Gänsen mancherlei Beschwerde.



Der andre Tag ist schrecklich warm,
Auch bringt er einen Bienenschwarm.



Bei! Kirmes ist am nächsten Tage,
Die muß man feiern ohne Frage!



Die Folge sind des Katers Qualen —
Natürlich kann man da nicht malen.



Doch als ans Werk er wieder geht,
Da ist das Kornfeld — abgemäht.



Zum Bahnhof ganz geknickt und stumm
Wankt er, denn seine Zeit ist um.

auch das Tragen von Wattetamppons in den Nasenhöhlen.

Bei der Entstehung des Heusiebers ist häufig eine gewisse Prädisposition der betroffenen Individuen im Spiel, die meist in chronischen Veränderungen der Nasenschleimhäute besteht. In solchen Fällen ist auf eine operative Entfernung der bestehenden krankhaften Zustände hinzuwirken.

Neben all diesen Uebelständen machen zur heißen Jahreszeit die Anzahl von schädlichen Insekten, die die Luft durchschwirren, dem Menschen zu schaffen; sie rufen durch ihre giftigen und infizierenden Stiche oft recht bedenkliche Symptome hervor.

Ein sehr empfehlenswertes Mittel gegen Insektenstiche ist das Jchthol. Man trage im heißen Sommer ein Fläschchen einer 10 prozentigen Jchthollösung stets bei sich und betupfe sofort die Stichstelle mit dem mit dieser Lösung angefeuchteten Kork. Das Brennen und Jucken wird sofort aufhören, und auch die Wirkung des eingedrungenen Insektentoxins wird abgeschwächt oder gänzlich beseitigt. In bedenklicheren Fällen thut man gut, sich rechtzeitig an einen Arzt zu wenden.

Der Boß von Caroomba.

Von

Ernest William Hornung.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Mathilde Beck.

Zehntes Kapitel.

Vermiſt.

Naomis Zimmer führte auf die hintere Veranda, und als sie es am nächsten Morgen verließ, war es nicht unnatürlich, daß sie innehielt, um den Schauspiel zu betrachten, wo sich in der letzten Zeit so mancherlei abgespielt hatte, was nicht spurlos an ihrem Leben vorübergehen konnte. Hier hatte sich ihr die Gefahr erschlossen, die die rückhaltlose Sympathie einer empfindsamen, begeisterungsfähigen Natur, wie sie der junge Musiker besaß, mit sich bringt. Mit klarem Bewußtsein hatte sie auf der Stelle die nötigen Maßregeln dagegen getroffen, jedoch ohne sie zur Ausführung zu bringen. Im Gegenteil, vorsätzlich hatte sie die Augen vor der Gefahr geschlossen, bis Hermann erklärte und zwar sehr deutlich, daß er sie liebe. Sie selbst hatte ihn zu diesem Schritt getrieben und ihm bis dahin absichtlich die Mitteilung vorenthalten, daß sie schon verlobt sei. Das war die grausame Rolle, die sie gespielt hatte und der sie sich jetzt von Herzen schämte. Aber eine Nacht, stärker als ihr eigener Wille, hatte sie gezwungen, so zu handeln, wie sie es gethan. Auch war sie schon vorher fest entschlossen gewesen, die erste Gelegenheit zu benutzen, um die noch bestehenden Bande zwischen sich und Monty Gilroy zu lösen. Und hier an dieser Stelle hatte sie tatsächlich ihre Verlobung rückgängig gemacht, nachdem sie sie wenige Minuten vorher Hermann Engelhardt mitgeteilt hatte. Immerhin war sie wenig zufrieden mit sich, als sie hinaustrat in den hellen Sonnenschein, der des Morgens die hintere Veranda überflutete, und alles sah, wie es am Abend vorher gewesen. Sogar das Buch, das sie offen beiseite gelegt hatte, als Gilroy herangeritten kam, lag noch an demselben Platz. Nur war es geschlossen — das war der einzige kleine Unterschied.

Sie ging nach der Vorderseite des Hauses herum und schaute unterwegs etwas ängstlich nach Engelhardt aus. Gewöhnlich fand sie ihn auf der Hofveranda, aber an diesem Morgen war er nicht da. Mrs. Potter, die bewährte alte Köchin und Haushälterin, bedeckte gerade den Frühstückstisch. Auch sie hatte ihn nicht gesehen. Fortschend blickte sie ihre junge Herrin an, als sie deren Frage beantwortete.

„Fühlen Sie sich nicht ganz wohl, Miß?“ fragte sie schließlich ohne Umschweife. „Sie sehen aus, als hätten Sie heute nacht kein Auge zugethan.“

„Das habe ich auch nicht,“ sagte Naomi gelassen. „Du liebe Güte, Miß!“ rief Mrs. Potter und stellte den Silberkorb klirrend auf den Tisch. „Was war da nun wieder los? Ich wette, das abscheuliche Zahnweh!“

„Nein, diesmal war es kein Zahn. Ich kann es Ihnen übrigens ebenso gut gleich sagen,“ fügte Naomi hinzu. „da Sie es früher oder später doch erfahren müssen. Mr. Gilroy hat auf immer die Farm verlassen, und ich werde ihn nicht heiraten. Das ist alles.“

„Und ich danke Gott —“

Den Rest des Tages schluckte Mrs. Potter hinunter. „Ich auch,“ sagte ihre Herrin trocken; „aber immerhin ist es ein wenig aufregend und hat mich nicht schlafen lassen. Paden Sie ihm, bitte, seine Sachen zusammen, damit ich sie ihm mit dem Wagen in die Stadt nachschicken kann. Jetzt beeilen Sie sich aber mit dem Thee, ich bedarf sehr einer Stärkung. In-

zwischen will ich nach Mr. Engelhardt ausschauen. Haben Sie ihn übrigens gewedt?“

„Ja, Miß, wie gewöhnlich.“

Naomi verließ das Frühstückszimmer und blieb etliche Minuten fort. Etwas erschrocken lehrte sie wieder zurück.

„Auch ich habe ihn gerufen,“ sagte sie, „so laut ich konnte. Er will aber nicht hören. Ich habe an Thür und Fenster geklopft, beide sind geschlossen, als ob er gar nicht auf wäre. Ach bitte, kommen Sie doch, und sehen Sie, wo er ist.“

Einen Augenblick später schritt Mrs. Potter quer über den sandigen Hof. Naomi folgte ihr auf den Fersen, so daß sie ihr fast auf die weiten Röcke trat. An den Veranden angelangt, trat die ältliche Frau allein ein. Kaum jedoch hatte sie Engelhardts Thür geöffnet, als sie auch schon ihre Herrin herbeirief. Das Zimmer war leer. Ein Blick genügte, um zu sehen, daß das Bett nicht benutzt worden war.

„Er scheint wahrhaftig abgereist zu sein, ohne uns ein Wort des Abschieds zu sagen!“ rief Mrs. Potter entrüstet.

„Ich suche seinen Mantelsack,“ sagte Naomi. „Wo pflegte er ihn aufzubewahren?“

„Hier unter dem Toilettentisch. Er hat ihn mitgenommen. Sonst ist nichts in dem Zimmer, was ihm gehört.“

„Außer jener halben Krone unter dem Wasserglas, die offenbar für Sie bestimmt ist. Ja, Mrs. Potter, ich fürchte, Sie haben recht. Die halbe Krone macht das für mich zweifellos. Ich würde sie an Ihrer Stelle nehmen. Und jetzt möchte ich mein Frühstück, bitte.“

„Aber Miß, ich verstehe nicht . . .“

„Ich auch nicht. Machen Sie gleich den Thee, bitte. Ein wenig geröstetes Brot dazu ist alles, was ich wünsche.“

Naomi ging langsam nach dem Hause zurück. Auf halbem Wege blieb sie mit gebeugtem Haupte und aufmerkamen Augen stehen. Dann schritt sie noch langsamer weiter. Ihr scharfes Auge hatte auf dem Sand den Abdruck von Füßen, die nur mit Strümpfen bekleidet gewesen waren, entdeckt. Diese Spuren führten bis zu der Veranda und endigten dem Wohnzimmer gegenüber. Im nächsten Augenblick stieß Naomi dessen Thür auf. Das Zimmer trug sein gewöhnliches Aussehen. Nur der Stoß Noten, den Engelhardt zum Verkauf mitgebracht hatte, lag nicht mehr auf dem Klavier, sondern auf dem Musikstuhl. Und oben auf den Noten erkannte Naomi zu ihrem Aerger ein seidenes Halsstuch von sich, das Engelhardt die ganze Woche hindurch als Armschlinge getragen hatte. Mit einem zornigen Ausruf griff sie danach, und als sie es wegzog, fiel ihr ein Blatt in die Augen, das auf dem obersten Liege lag. Sie beugte sich nieder und las: „Diese Lieder sind für Miß Pryse, mit tiefer Dankbarkeit für all ihre Güte gegen Hermann Engelhardt.“

Mrs. Potter fand ein bleiches, starres Gesicht, als sie mit Thee und geröstetem Brot in das Frühstückszimmer zurückkehrte. Nur wenig von dem Brot wurde gegessen, und erst zum Mittagmahl sah Mrs. Potter ihre junge Herrin wieder. Sie setzte sich in ihrem Reitanzug zu Tisch.

„Bleiben Sie, Mrs. Potter,“ sagte sie, indem sie sich hastig ein Kotelett nahm. „Sehen Sie sich zu mir. Ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

„Ganz recht, Miß,“ sagte die alte Frau und nahm Platz.

„Ich möchte wissen, wann Sie Sam Rowntree zum letztenmal gesehen haben?“

„Lassen Sie mich nachdenken, Miß. — O ja, ich entsinne mich. Es war gestern etwa um diese Zeit. Er kam in die Küche, um mir zu sagen, daß er ein neues Rudel Schlachtschafe aus Loy Scrubby*) treiben wolle, und fragte, wieviel Fleisch ich brauchen könne. Ich antwortete, ein halbes Schaf allerhöchstens, und das war das letzte Mal, daß ich ihn sah.“

„Gestern abend bemerkten Sie nichts von ihm?“

„Nein, Miß, trotzdem ich nach ihm ausschaute. Ich wollte . . .“

„Sie sahen ihn auch nicht in der Ferne und hörten ihn nicht pfeifen?“

„Nein, keins von beiden.“

„Er scheint vom Erdboden verschwunden,“ sagte Naomi, ihren Teller zurückstoßend und sich eine Tasse Thee einkiepend.

„Es ist wirklich arg,“ bestätigte Mrs. Potter, zugleich teilnehmend und entrüstet. „Was das nur heißen soll — fortzugehen und uns so allein zu lassen!“

„Ich kann auch nicht begreifen, weshalb mir Mr. Chester nichts von Sams Abwesenheit sagte,“ bemerkte Naomi aufgebracht.

„Ich glaube kaum, daß er etwas davon wußte,“

*) Die australischen „Scrubs“ sind endlose Dickichte, die bald den Charakter von Wäldern tragen, bald aus eng aneinander gedrängtem Buschwerk unter Manneshöhe bestehen.

Miß. Er und die beiden Leute, die mit den Schafen hereinkamen, brachen schon vor Tagesanbruch auf, um sie nach den Hütten weiter zu treiben.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte Naomi in etwas gereiztem Tone. Ihr Thee war sehr heiß, und sie hatte offenbar schreckliche Gile.

„Weil mich Mr. Chester bat, sein Frühstück schon gestern abend bereit zu machen. Ich that es auch, und als ich um sechs aufstand, hatte er schon längst gefrühstückt und war auf und davon. Auch die Leute waren fort, denn als ich ihnen gestern ihr Abendbrot gab, boten sie mich um einen Imbiß, den sie vor dem frühen Aufbruch heute morgen zu sich nehmen konnten. Sie müssen etwa um fünf gegangen sein. Es ist nicht anzunehmen, daß sie versucht hätten, Sam so früh zu stören. Deshalb konnten sie auch nicht wissen, daß er nicht da war.“

„Jedenfalls war er nicht da,“ sagte Naomi, „und das ist eine Schande, ja wahrhaftig! Jetzt haben wir glücklich keinen einzigen Mann mehr hier, und in den Hütten sind ihrer fast hundert. Ich mußte mir selbst ein Pferd einfangen und es eigenhändig füttern.“ Nachdem sie gesprochen, trank sie noch einen letzten Schluck heißen Thees und sprang vom Tisch auf.

„Sie reiten nach den Hütten, Miß?“

„Nein, in die Stadt.“

„Dort werden Sie ihn sicher finden.“

„Hoffentlich,“ sagte Naomi mit weicher Stimme, und ihre Augen blickten in weite Fernen. Sie stand auf der Veranda und knöpfte ihre Handschuhe zu.

„Ich meinte Sam Rowntree, Miß.“

Naomi errötete.

„Ich meinte Mr. Engelhardt,“ sagte sie gelassen. „Wahrscheinlich sind sie beide dort. Bezüglich Mr. Engelhardts hege ich keinen Zweifel. Ich will die Post abholen und hoffe bei der Gelegenheit auch den jungen Herrn zu sehen, damit ich ihm sagen kann, was ich von ihm halte.“

„Ja, das würde ich auch, Miß, das würde ich auch!“ rief Mrs. Potter in gerechtem Zorn. „Ich würde ihm einmal tüchtig die Meinung sagen über die Art und Weise, wie er Menschen behandelt, die gut und freundlich zu ihm gewesen sind. Ich glaube, Miß, daß die Güte, mit der Sie den jungen Mann behandelten . . .“

„Still, ich meine doch, Sie hätte er nicht schlecht behandelt,“ fiel ihr Naomi etwas scharf ins Wort. „Außerdem glaube ich sicher, daß er für seine plötzliche Abreise einen Grund hatte. Ich bin begierig, was ihn von hier fortgetrieben hat. Auch muß ich ihn fragen, was ich mit seinem Pferd machen soll. Warum konnte er auch nicht bis heute morgen warten, da hätte ich ihn mit dem Buggy in die Stadt geschickt und ihm so einen langweiligen Spaziergang erspart. Sie haben doch nichts einzuwenden, wenn ich Sie ein paar Stunden allein hier lasse — wie, Mrs. Potter? Während der Schurzeit hat ja niemand etwas auf der Farm zu suchen.“

„Ach, wegen mir brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen, Miß,“ sagte Mrs. Potter munter. Sie folgte Naomi hinaus in den Hof und schaute ihr aus der Ferne zu, wie sie sich einen Kasten aus der Satteltammer zog, von da aufs Pferd sprang und in leichtem Galopp nach dem Thor der Pferdeweide ritt.

Doch Naomi galoppierte nicht den ganzen Weg. Den größten Teil legte sie in bequemem Schritt zurück. Meist sah sie vorgebeugt in dem Sattel und überlegte, was sie Engelhardt sagen wolle. Dabei überblickte sie aufmerksam den Boden nach seinen Fußspuren. Für die Spur von Mensch und Tier hatte sie ein Ablerauge — das natürliche Erbteil aller Kinder des Busches. Ehe sie das Nachtpferd*) gefastelt hatte, war sie den Strumpfabdrücken sorgfältig nachgegangen. Und sie hatte deren so viele gefunden, daß sie sich eine ziemlich deutliche Vorstellung von dem Thun und Treiben ihres Gastes vor seiner endgültigen Abreise machen konnte. Eine geraume Zeit hatte er in ziellosem Umherwandern auf dem mondbeschiedenen Hofe verbracht. Dann hatte er vor der Küche gestanden, an derselben Stelle, wo sie ihn am Abend seiner Ankunft hatte warten lassen. Und nachher war er über den Zaun gestiegen, gerade da, wo sie zusammen übergestiegen waren, und hatte denselben Gang durch die Fichten gemacht, den sie ihn am ersten Abend geführt. Immer noch in den Strümpfen, die Stiefel in der einen Hand und den Mantelsack unter dem Arm tragend (denn sie kam an eine Stelle, wo er den einen Stiefel hatte fallen lassen und beim Aufheben auch den Mantelsack), war er nach der hinteren Veranda gegangen. Mit den beiden Füßen auf dem weißen Sande stehend, hatte er über die buschbewachsene, mondbeschiedene Ebene hinausgestarrt, gerade wie er es oft bei hellem Tage gethan. Alles dies wußte Naomi so genau, als ob sie es mit eignen Augen gesehen hätte, denn für sie war es Kinderpiel, die Abdrücke der Füße

*) Ein Pferd muß immer für den Notfall des Nachts im Stalle bleiben.

zu verfolgen und aus andern Spuren herauszufinden. Ebenso leicht hätte es ihr jetzt fallen müssen, die Spur seiner Stiefel auf dem gut gehaltenen Wege nach der Stadt zu erkennen. Aber dem war nicht so.

Dem Mädchen wurde immer unbehaglicher zu Mute, als sie weiterritt, ohne auf seine Spur zu stoßen. Und die schneidenden Worte, die sie sich ausgedacht hatte, um damit den Klavierstimmer zu empfangen, waren längst ihrem Gedächtnis entschwunden, als sie das Städtchen erreichte. Dort ergab sich, daß man niemand, auf den ihre Beschreibung paßte, ankommen gesehen hatte.

Raoni gehörte nicht zu denen, die ihre Zeit mit überflüssigen Fragen verschwenden. Sie erkannte sofort, daß Engelhardt überhaupt nicht nach dem Städtchen gegangen war. In Bezug auf Sam Rowntree konnte sie die gleiche Thatsache noch leichter feststellen. Den Deuten des Städtchens war er wohl bekannt, und eine ganze Woche lang hatte sein blauer Fliegenschleier ihre Hotelveranda nicht mehr geziert. Raoni nahm daher den Postjad in Empfang und ritt weiter, ohne abzuweichen. Ein roter Bart auf der andern Seite des sandigen Weges, den ihr Blick im Vorübergehen streifte, und der Klang einer wohl bekannten Stimme, die nur mühsam dem Halbe entquoll, trug noch zu ihrer Gile bei. Und diesmal zog sie erst die Zügel an, als ihr Pferd in die langen, scharf geschnittenen Schatten der Ställe von Taroomba hinein galoppierte.

Als Raoni abstieg, tauchte Mrs. Potter auf der Veranda des Wohnhauses auf. Die gute Frau hatte sich in ihrer Einsamkeit nicht wenig abgedrückt. Ihr Aussehen, als sie herbeikam, bildete einen auffallenden Gegensatz zu dem ihrer Herrin. Die eine war sichtlich erleichtert, die andre fehrte weit sorgenvoller zurück, als sie gegangen war.

„Niemand dagewesen, Mrs. Potter?“

„Keine Seele, Miß. Aber ich bin froh, daß Sie zurück sind. Ich glaubte schon, der Nachmittag würde sein Ende nehmen.“

„Keiner von beiden ist in der Stadt,“ sagte Raoni schwer seufzend. „Auch sind sie gar nicht dort gewesen — weder Mr. Engelhardt noch Sam Rowntree!“

Mrs. Potter marterte ihr Gehirn nach einer, wenn auch unzulänglichen Erklärung ab.

„Sam sagte mir . . .“ fing sie an, wurde aber sofort zum Schweigen gebracht.

„Was liegt an Sam?“ rief Raoni. „Er ist ein guter Buschmann. Er kann für sich selbst sorgen. Außerdem, wo er auch stehen mag, verirrt hat er sich nicht. Aber Mr. Engelhardt ist gewiß etwas zugestochen.“

„Was meinen Sie, daß ihm zugestochen sein könnte?“ fragte die alte Dame verständnislos.

„Woher soll ich es wissen?“ war die aufgeregte Antwort. „Ich habe nichts, woran ich mich halten könnte. Ebenso wenig wie Sie.“

Dennoch stand sie grübelnd da, das noch gezäumte Pferd neben sich und die Zügel zwischen den Fingern. Den Sattel hatte sie abgenommen. Plötzlich warf sie die Zügel über einen Haken und verschwand in der Sattelkammer. In wenigen Augenblicken war sie wieder zurück. Ihr Gesicht war bleich, und in den Armen hielt sie einen gepackten Mantelsack.

„Gehört dies Mr. Engelhardt?“

Mrs. Potter warf einen Blick darauf.

„Ja,“ sagte sie. „Ja, es ist sein Mantelsack!“

„Nehmen Sie ihn,“ sagte Raoni, mit Mühe ihre Stimme beherrschend, „während ich nach Sattel- und Zaumzeug fuche. Sind sie fort, um so besser. Dann weiß ich, daß er sein Pferd mitgenommen hat. Und mit einem Pferd kann einem nicht viel zustoßen.“

Wieder verschwand sie und blieb etwas länger aus. Als sie diesmal zurückkehrte, trug sie eine verzweifelte Selbstbeherrschung zur Schau.

„Ich habe seinen Sattel gefunden. Das Zaumzeug ist nicht da. Ich weiß, daß es sein Sattel ist, denn er ist noch ziemlich gut, und alle die untern, einigermaßen anständigen, sind im Gebrauch. Auch tragen sie alle das Farmzeichen eingebrannt. Dieser ist überhaupt nicht gezeichnet. Es muß der von Mr. Engelhardt sein. Jetzt weiß ich auch, was er gemacht hat. Soll ich es Ihnen sagen?“

Miß Potter legte die Hände ineinander.

„Er nahm die Zügel,“ sagte Raoni, immer noch mit erschreckender Mühe, „und ging hinaus, um sich sein Pferd einzufangen. Wie er so etwas thun konnte, kann ich nicht begreifen! Er kennt das Gelände der Pferdeweide ebenso wenig wie Sie. Er konnte sein Pferd nicht finden, versuchte umzulehren und stieg über den Zaun von Top Scrubby. Sie wissen nicht, was das heißen will. Top Scrubby ist die schlimmste Pferdeweide, die wir haben. Sie ist fast ganz von Gestrüpp überwuchert. Nach allen Richtungen hin sind es viele Weiden, und der einzige Tropfen Wasser ist in dem Behälter in der Ecke zunächst der Stadt zu finden. Die ganze Zeit über ist Mr. Engelhardt vielleicht auf der Weide umhergewandert. Heute, die den Busch nicht kennen, wandern immer wieder um ein und dieselbe

Quadratmeile herum, bis sie vor Erschöpfung zusammenbrechen. Doch es hat keinen Zweck, hier zu plaudern. Wo er auch sein mag, ich gedenke ihn zu finden.“

Während sie sprach, nahm sie den Sattel von dem Zaun herunter und war im Begriff, ihn wieder auf das Pferd zu legen. Das Mädchen zitterte vor Aufregung. Im Westen sank die Sonne immer tiefer in Sand und Gestrüpp. In einer halben Stunde mußte es dunkel sein. Da legte sich Mrs. Potter ins Mittel.

„Und vor zehn oder elf Uhr ist kein Mondschein zu erwarten,“ sagte sie vorsorglich mit großer Bestimmtheit. „Nein, Miß, an so etwas dürfen Sie nicht denken — unter keinen Umständen!“

„Wie können Sie das sagen? Warum wollen Sie mich zurückhalten? Meinen Sie vielleicht, ich solle den armen Menschen elendiglich verdursten lassen?“

„Meine Liebe, im Dunkel können Sie nichts ausrichten,“ erklärte Mrs. Potter in einem Ton, den sie anzuschlagen pflegte, als ihre jetzige Herrin noch ein kleines Mädchen war. „Außerdem sind weder Sie noch das Pferd in der Verfassung, etwas zu leisten, ehe Sie sich nicht gestärkt haben.“

„Es ist wahr.“

Raoni sagte es in hilflosem Ton und mit hoffnungslosem Blick. Ihre Augen hefteten sich auf den purpurnen Sonnenball, der gerade über dem Horizont stand, und plötzlich füllten sie sich mit Thränen. Ohne sich dessen, was sie that oder sagte, bewußt zu sein, streckte sie die Arme nach der untergehenden Sonne aus und rief:

„O du Guter, du Aermster! Wüßte ich doch, wo du bist — könnte ich dich doch sehen!“

Elftes Kapitel.

Im Busch verirrt.

Hätte Raoni den Musiker wirklich gesehen, so würde es ihr doch schwer gefallen sein, ihn zu erkennen, obwohl sie im Herzen ein Gefühl trug, als ob sie ihn ihr ganzes Leben gekannt hätte. Bezüglich seines gegenwärtigen Aufenthalts hatte sie übrigens merkwürdig richtig geraten. Top Scrubby hielt ihn fest in den Klauen. Und gerade als Raoni die Arme nach der untergehenden Sonne ausstreckte, befand sich der verirrt junge Mann in derselben Richtung, keine drei Meilen von der Stelle entfernt, wo sie stand.

Eine Meile von ihm entfernt, zog sich der Zaun der Pferdeweide hin, über den er irrthümlicherweise um drei Uhr morgens gestiegen war. Seitdem hatte er ihn nicht wiedergegesehen. Den ganzen Tag war er umhergewandert, ohne auf einen Weg, einen Zaun oder auf Wasser zu stoßen. Einmal zwar hüpfte ihm bei der plötzlichen Entdeckung von Fußspuren dicht vor ihm das Herz vor Freude. Sie waren offenbar ganz frisch und kamen ihm bekannt vor. Langsam hob er den rechten Fuß und verglich den Abdruck mit den entdeckten Spuren; sie waren identisch. Um die Sache außer allen Zweifel zu setzen, stellte er hierauf seine beiden Füße in die alten Abdrücke; sie paßten ganz genau. Jetzt war es ihm klar, daß er, wie es Verirrt so oft begegnet, im Kreise herumgegangen war und daß er sich genau auf derselben Stelle befand, wo er drei Stunden früher gestanden.

Das war ein bitterer Augenblick. Es kamen noch andre und schlimmere vor Sonnenuntergang; der schlimmste wohl um die Zeit, als Raoni die Arme ausbreitete und laut aufschrie in ihrem Schmerz.

Als die Sonne sich zum Untergang neigte, brachten ihn seine taumelnden Schritte zu einer Baumreihe, die er zu kennen glaubte. Je mehr er sich näherte, desto sicherer wurde es ihm, daß es nur die Fichten der Taroombafarm sein könnten. Mit wunden Füßen, zu Tode erschöpft und von brennendem Durst geplagt, raffte er seine ganze Kraft zusammen, um jene Bäume noch lebend zu erreichen. Zusammenzubrechen wäre schmachvoll gewesen, und er hätte dafür zu sterben verdient. Daher brach er nicht zusammen, bis er die Bäume erreicht hatte, und nun fand, daß es gar keine Fichten waren, sondern daß sie nur die äußerste Reihe einer regelrechten Phalanx von Mulgabäumen und Büschen bildeten. Unter den Bäumen in der Nähe der Farm befanden sich keine solchen. Auch hätte man unmöglich so nahe an Raonis Heim vordringen können, ohne vorher mindestens zwei Drahtzäune zu übersteigen. Er hatte sich einer verhängnisvollen Täuschung hingegeben, und als ihm die Augen aufgingen, warf er sich im Schatten eines Hopfenbusches mit dem Gesicht auf die Erde und brach in Thränen aus. Sollte er dennoch elendiglich umkommen, nachdem er noch vor fünf Minuten im Geiste den flaschenförmigen Hals des Wasserfischlaues an den Zähnen gefühlt, den Geruch der nassen Leinwand tief eingesogen und den zusammenschrumpfenden, immer leichter werdenden Sack zwischen den Händen gehalten hatte, während der tiefe Trunk kalten Wassers seiner verdorrten Kehle neues Leben verlieh?

Alles war vorüber. Er wandte sein Gesicht nach der Erde und erwartete finster das Ende. Eine Krähe flog von einem der Bäume herunter. Näher und näher hüpfte sie an den ausgestreckten Körper heran. Manch-

mal hielt sie vorsichtig inne und legte den flugen, schwarzen Kopf bald auf die eine, bald auf die andre Seite. War es ein Toter oder ein Schlafender? Die Frage wäre wohl nicht so bald gelöst worden, hätte die Krähe sich nicht von der Seite der untergehenden Sonne her genähert. Ihr Schatten war eine ganze Elle lang, als er zwischen Engelhardts weit geöffneten Augen und den von seinem Hauch gewärmten Sandflecken fiel. Einen Augenblick später flog die Krähe mit einem heiseren Schrei auf, und Engelhardt fuhr mit einem noch heisereren, unartikulierten Fluch auf den Lippen empor. Zornig ballte er nach der Krähe, die nur noch einem schwarzen Punkte an dem Abendhimmel gleich, die Faust, und im nächsten Augenblick taumelte er auf die Füße.

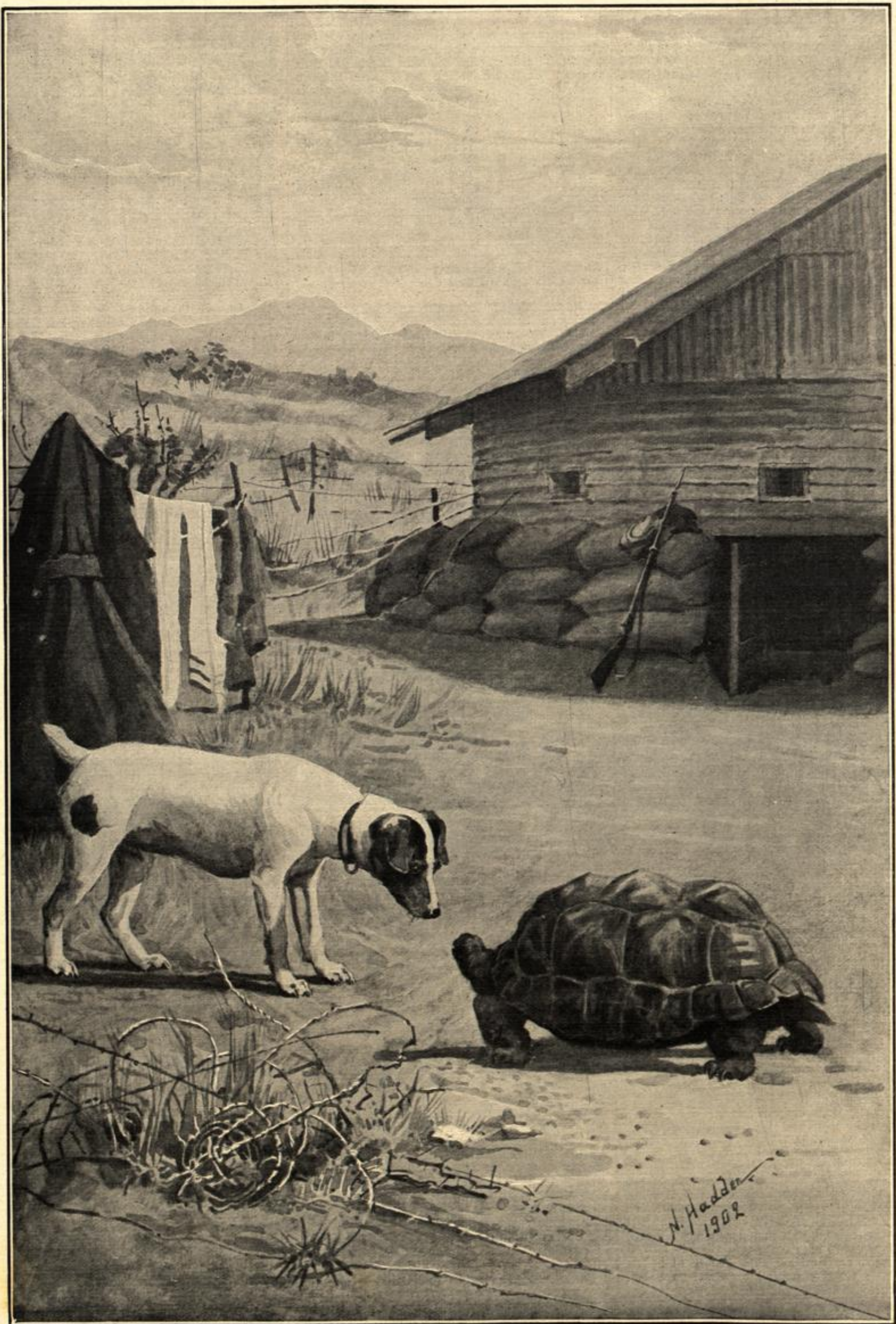
Raum konnte er stehen. Seine Augen brannten, seine Zunge war geschwollen und seine Lippen geplatzt wie der Erdboden bei großer Dürre, alles that ihm weh, vom Kopf bis zu den Füßen, aber für die Krähen war er noch nicht reif. Entschlossen preßte er die Zähne aufeinander und schüttelte ein paarmal den Kopf. Noch nicht, noch nicht!

Die untergehende Sonne hatte eine Lichtstraße zwischen die Bäume und das Gestrüpp geworfen. Der Verirrte blickte die Straße entlang, dann zur Rechten und zur Linken, unschlüssig, nach welcher Seite er sich wenden sollte. Den ganzen Tag über hatte er Berechnungen gemacht, und den ganzen Tag über hatten sich diese Berechnungen als falsch erwiesen. Wie die verzweifeltsten Kämpfe einer Fliege in einem Spinnweben war er nach jeder neuen Anstrengung hoffnungsloser verstrickt gewesen als vorher. Ohne daher weiter zu denken, denn das Denken brachte ihm keinen Nutzen, wandte er sein Antlitz der untergehenden Sonne zu. Und nach halbständigem, schmerzvollem Umherstolpern war er eine englische Meile weiter von der Farm entfernt und eine Meile tiefer in den Irregarten von Top Scrubby eingedrungen.

Die Nacht war hereingebrochen. Die Luft war kühl und mild. Dies erfrischte ihn etwas. Auch trug das beständige Rauhen von Blättern, das er schon den ganzen Tag getrieben hatte, etwas zu seiner Stärkung bei. Doch ein zunehmender Schwindel, der sich zu seinen andern Leiden gesellte, beängstigte ihn. Er wußte, daß die Sanduhr seiner Standhaftigkeit fast abgelaufen war. Als die Sterne am Himmel hervortraten, änderte er, nach dem Kreuz des Südens blickend, noch einmal die Richtung, aber es konnte nicht für lange sein, denn mit jedem Schritt hüfte er mehr und mehr von seinen Kräften ein. Um diese Zeit geschah es, daß er sich einen Ast als Stab abzuschneiden gedachte. Als er das Messer aus der Tasche zog, war er zu schwach, die Klinge zu öffnen. Eine verhängnisvolle Schlafheit bemächtigte sich seiner. Er konnte nicht mehr denken, sich nicht mehr grämen. Alles war ihm einerlei! Raoni, seine Mutter, die Pläne und Wünsche seines eignen Lebens, sie hatten kein Interesse mehr für ihn, sie waren verloren in dem großen Nichts. Noch vor wenigen Stunden war es anders gewesen. Körper und Geist versagten zu gleicher Zeit, und wo keine Hoffnung mehr war, blieb auch das Bedauern aus. Kopf und Herz wurden ihm immer leichter, und als er sich schließlich entschloß, sich hinzulegen und alles gehen zu lassen, wie es wollte, bestand seine größte Sorge in der Auffindung eines weichen, sandigen Pläses, gerade als ob er sich nur für eine einzige Nacht statt für alle Zeiten hätte niederlegen wollen. Und doch war es diese wunderliche Grille eines schon irrenden Geistes, die ihn vom sicheren Tode errettete. Denn ehe er fand, was er suchte, sah er plötzlich wie durch ein Wunder — ein Licht.

Wie elektrifiziert sprang er in die Höhe. Wie Harfensaiten spannten sich alle Nerven seines Körpers. Der Hauch des Lebens wehte über sie, und sein Herz fing an zu singen von Raoni und seiner Mutter und den Dingen, die er in dieser Welt noch zu vollbringen gedachte. Und die zitternde Erregung blieb, denn das Licht war kein Wahnbild eines kranken Gehirns, sondern glorreiche Wirklichkeit, die von Minute zu Minute heller leuchtete.

Doch es war weit, weit weg. Vielleicht würde er es nie erreichen! Ohne einen Blick nach rechts oder links, nach oben oder unten zu wenden, stürzte er vorwärts, als ob seine letzte Lebenshoffnung davon abhinge, beharrlich und unentwegt jenem Licht zu folgen. Zweimal brachte ihn das sinnlose Laufen zu Fall, und die Erschütterung drang ihm durch Mark und Bein. Ein andres Mal stieß er mit dem Gesicht gegen einen Wirrwarr von kleinen Zweigen, und er fühlte, wie ihm ein warmer Strom über Lippen und Kinn floß. Sierig sangte er das Blut ein und taumelte weiter, dem Himmel dantend, daß er noch aus den Augen sehen konnte. Das Licht war zu einem Lagerfeuer geworden, und er konnte deutlich menschliche Stimmen erkennen. Ihre Gesichter vermochte er nicht zu sehen, nur das züngelnde, knisternde Feuer. Er versuchte, den allbekannten Buschruf „Kuih!“ auszustößen, aber der Ton blieb ihm im Halbe stecken. Der Gedanke



Zwei Blockhausbewohner. Nach einer photographischen Aufnahme gezeichnet von N. Hadden.

durchzuckte sein Gehirn, daß er jetzt noch, in Seh- und Hörweite seiner Mitmenschen zusammenbrechen könnte, um nicht wieder aufzustehen. Sein Herz hämmerte ihm wider die Rippen, und sein Atem leuchtete, als ob er mit dem Tode ränge. Er kam an einigen Pferden vorüber, die an Bäumen angebunden waren. Vor dem Feuer erblickte er eine stämmige Gestalt mit beschatteten Augen und Pistolen im Gürtel. Ein anderer trat zu ihm, dann ein dritter mit einer Flinte. Mit jedem Schritt nahmen die drei an Dimensionen zu, bis Engelhardt bei ihnen war und, nach Luft ringend, in ihrer Mitte niederbrach. Sein Gut war verloren, das lange Haar klebte in Strähnen auf der Stirn, und das weiße Gesicht darunter war überströmt von Schweiß und Blut.

„Bei Gott, er stirbt!“ sagte einer der Männer, sein Gewehr beiseite werfend. „Der mit dem Wasserbeutel, Kumpen, und gib dem Kerl noch eine Chance.“

Engelhardt blickte auf und sah, wie einer der beiden Stromer, die unlängst in der Farm vorgeprochen hatten, den Beutel ergreifen wollte. Es war der kleinere, ruhigere, der Mann mit dem wettergebräunten Gesicht und den zwinkernden Augen. Als Engelhardt weiter blickte, sah er, wie ein anderer als Simons, der entlassene Scherer, den tropfenden Beutel herüberreichte. Aber eine dritte Hand streckte sich danach aus und riß ihn mit einem brüllenden Fluch an sich.

„Was für verdammte Schwachköpfe ihr seid! Könnt ihr denn nicht sehen, wer es ist? Das seine Herrchen mit dem verrenkten Arm. Keinen Schwesternstropfen bekommt er von mir!“

„Geh doch, Bill,“ sagte der andre Stromer. „Warum nicht?“

„Er weiß, warum,“ sagte Bill, der natürlich niemand anders als der stämmige Kerl mit dem schielenden Blick war. „Nicht wahr, Schöndchen?“ Und er trat Engelhardt mit dem Fuß in die Seite.

„Langsam, Kumpen, langsam. Der Kerl ist am Abflattern!“

„Um so besser! Und wenn er nicht voranmacht, so werde ich ihm die Kehle abschneiden!“

„Sieh ihm erst einen Tropfen Wasser!“

„Sieh ihm einen Trunk auf alle Fälle,“ mischte sich Simons ein. „Keine Quälerei, Kumpen! Ich habe genug davon.“

„Ich auch!“

„Ei, Bo'n,“ rief Bill, „du hast nicht mehr Courage im Bauch wie ein verdammtes altes Mutterschaf! Ihr Matrosen und ihr Scherer seid mir die rechten Gefellen für ein Geschäft, wie wir es vorhaben! Ihr wäret nichts für den alten Tigerhaut gewesen!“

„Zum Teufel mit deinem Tigerhaut!“ sagte Simons wütend. „Wir haben mehr als genug von ihm hören müssen. Sieh dem Jammerekerl einen Trunk oder, fadertot, ich mache nicht mehr mit!“

„Schon recht, Jungens, schon recht. Du brauchst nicht gleich so wild zu werden, Freundschen. Aber er soll nicht mehr trinken, als gut für ihn ist. Auch soll er nicht viel auf einmal trinken, damit er nicht plagt!“

Bei diesen Worten entlockte er den Wasserbeutel, machte seine schmutzige Hand hohl, schüttete Wasser hinein und hielt sie dem Klavierstimmer hin. Dieser hatte die ganze Zeit über still geessen und zugehört, ohne ein Wort zu sagen.

„Trinke aus meiner Hand,“ sagte Bill, „oder überhaupt nicht.“

Aber Engelhardt konnte nur die große, haarige Laze anstarren, die ihm dieser unter die Nase hielt. Der kleine Finger fehlte daran. Er besann sich, woran ihn dies erinnerte.

„Trinke daraus, du Schwein,“ donnerte Bill, „und sei verflucht!“

Die menschliche Natur konnte nicht länger stand halten. Statt zu trinken, schlug Engelhardt von unten gegen die Hand des Mannes und stürzte sich wie ein Rasender auf den Wasserbeutel. Es gelang ihm auch, ihn zu erfassen und einen Mund voll hinunterzuschlucken, ehe er ihm wieder entstritten wurde. Die Flüche quollen aus Bills Mund wie Schafe aus einem Thor. Aber der Klavierstimmer hatte Blut geleckt, oder mehr als das, Wasser! Ein zweites Mal stürzte er sich auf den Beutel, wobei ein Teil des Inhalts verschüttet wurde. Ohne weiter zu kämpfen, fiel er auf das Gesicht und preßte die Lippen auf den nassen Sand.

„Laß den Gauner zuckeln,“ sagte Bill, „ich wette, der Sand ist schneller als er!“

Engelhardt rollte auf die linke Seite und rührte sich nicht mehr.

Simons kniete neben ihm nieder.

„Der ist steif, Kameraden. Darauf könnte ich einen Eid leisten! Das ist Nummer zwei, beide hast du auf dem Gewissen, Bill.“

Dieser lachte.

„Schon recht,“ sagte er. „Wo ist meine Pfeife hingelommen? Jetzt muß ich eins rauchen.“

Bunte Blätter.

Die Londoner Krönungsaison. Die diesjährige „Saison“, die von der Mode vorgeschriebene Zeit für die geselligen Zusammenkünfte und Vergnügungen der sogenannten Creme der Gesellschaft, hat sich in der englischen Hauptstadt ungemein glanzvoll und festlich gestaltet. Vergleichen war während der langen Witwenzeit der Königin Victoria, die nur selten und widerwillig aus ihrer trauernden Zurückgezogenheit hervortrat, nie mehr der Fall gewesen, und es hat sich gezeigt, daß die sich nicht täuschten, die von dem Regierungsantritt König Eduards eine neue, großartige Entfaltung des höfischen und gesellschaftlichen Lebens erwarteten. Diese schilderte kürzlich ein wohlunterrichteter Feuilletonist in der Wiener „N. Fr. Presse“, der bemerkte, daß gegenwärtig der englische Hof für den prunkvollsten der ganzen Welt gelte. In dem so lange als unantastbar festgehaltenen Hofceremoniell hat sich eine Aenderung vollzogen. „Die alten Drawing Rooms“ des viktorianischen Zeitalters, die Empfangs- und Tagessitze, sind jetzt zu Gunsten von „Courts“ abgeschafft, wo nachts um 10 Uhr 30 Minuten die Aristokratie sich um den König und die Königin zum feierlichen Empfang versammelt. Das diplomatische Corps und die zahllosen Hofchargen, in der üppigen Pracht von Uniformen und Dekorationen, wetteifern an farbenfrohem Reiz mit den Massenwirkungen der Modistinnen und Juweliers an den aristokratischen Damen. Da werden sie den Majestäten vorgestellt und gelten fortan als „vorgestellt“, d. h. als ebenbürtig für alle Zwecke der aristokratischen Vergnügungen. Für die Hoffähigkeit bedarf es der bürgerlichen Unbescholtenheit und eines sehr großen Vermögens, andre Kriterien vermag der zeitgenössische Historiker nicht zu entdecken. Es ist nämlich, ein Adelsprädikat zu besitzen, denn dann rangiert man weiter oben, aber mit vielen Geld, einiger Vorlicht und Konzessionen an die äußerliche Wohlstandigkeit beim Erwerbe und dem guten Willen, es fleißig auszugeben, muß man es sehr schlaue anfangen, um nicht hoffähig zu sein. Nachträglich wird zuweilen Unangenehmes ruckbar, worauf die Vorstellung öffentlich als revoziert erklärt wird. Das ist sehr peinlich, und diese Gefahr ist kein unwirksames Gegenmittel gegen den Ehrgeiz, am Hofe zu erscheinen, bevor die segnende Zeit ihr versöhnliches Wort der Vergessenheit und Vergeltung ausgesprochen hat.

Audakstabeln. Vielfach ist die Meinung verbreitet, daß der junge Ruckd, sobald er aus dem Ei geschlüpft sei, die neben ihm liegenden, von Rechts wegen in das Nest gehörigen Eier oder Jungen herauswürfe. Er sei sogar von der Natur dazu eigens ausgerüstet durch eine Vertiefung zwischen seinen Schultern, in die er die Eier oder Jungen nehmen und so über den Nestrand werfen könne. Wie so manches andre, was man sich vom Ruckd erzählt, ist auch dies eine vollständige Fabel, wie der bekannte französische Ornithologe A. Raspaill auf Grund langjähriger Beobachtungen nachgewiesen hat. Dieser genaue Kenner hat, wie die „Naturwissenschaftl. Wochenschrift“ berichtet, keinen Vogel gefunden, der so lange braucht, um aus dem bei fast allen Nesthockern nach dem Auskriechen aus dem Ei vorhandenen großen Schwächezustand herauszukommen, wie der junge Ruckd. Noch nach 48 Stunden, wenn er schon beträchtlich an Größe zugenommen hat, liegt er ganz still auf dem Boden des Nestes, unfähig zu jeder Fortbewegung; höchstens hebt er einmal zitternd den Kopf und macht den Schnabel auf, wenn man den Nestrand berührt, da er dann wohl Nahrung von seinen Pflegeeltern, denen das Nest gehört, erwartet. Es ist vielmehr der weibliche Ruckd, der die legitimen Eier oder Jungen aus dem fremden Nest zu Gunsten seines eignen Jungen herauswirft. Er ist durchaus keine schlechte Mutter, wie man wohl daraus folgern möchte, daß er die eignen Eier nicht ausbrütet; im Gegenteil beobachtet er die Weiterentwicklung seines von ihm Fremden anvertrauten Eies sehr aufmerksam. Er wirft die Eier aus dem Neste heraus, kurz ehe der junge Ruckd auskriechen wird, und sichert dadurch seinem Jungen die ganze Nahrung, die zu dessen Entwicklung notwendig ist und von den Pflegeeltern kaum in genügender Menge herbeigeschafft werden kann. So vernichtet der alte Ruckd zwar eine Brut wertvoller Insektenfresser, aber er gehorcht dabei nur einem Naturgesetz, das ihm die Fähigkeit zu brüten versagt hat, und die Sache würde nicht weniger grausam erscheinen, wenn die echten Jungen des Elternpaares auskriechen und von dem sich riesig entwickelnden jungen Ruckd im Neste nach und nach totgedrückt werden würden. — Ein anderer Vorwurf, den man dem Ruckd macht, ist, daß er Eier und Nestjunge verzehre. Dem ist aber entgegen zu halten, daß er nicht einmal von den Eiern frisst, die er aus dem Neste geworfen hat und die nun zerbrochen am Boden liegen. Florent Prevost hat den Inhalt des Magens von 21 Ruckden untersucht und darin nur Motten, Raupen, Larven, Käfer und Orthopteren gefunden. Der Ruckd ist ja auch der einzige Vogel, der stark behaarte Raupen frisst, und so ist er durch die Verteilung ungezählter Raupen des Prozeptionspinneres, des Schwammspinners und der Nonne für unsere Forsten von unschätzbarem Wert.

Vom Würfelspiel. Wohl das älteste Glücksspiel, von dem wir Kunde haben, ist das Würfelspiel. Die Lydier rühmten sich der Erfindung der Würfel, die aber auch den Ägyptern in sehr früher Zeit bekannt waren. Schon im Homerischen Epos kommt das Würfels- oder Astragalenspiel vor, das mit Knöcheln oder Steinchen gespielt wurde. Die tali der alten Römer hatten vier ebene Flächen, die mit Punkten oder Strichen die Zahlen 1 und 6, 3 und 4 zeigten; 2 und 5 fehlten. Man nahm nun beim Spiel vier solcher Würfel, schüttelte sie in einem Becher und warf sie dann auf eine Tafel, genau so, wie es auch heute noch beim „Knobeln“ gemacht wird. Der beste Wurf war der, bei dem alle vier Würfel verschiedene Zahlen zeigten:

er hieß Venus; der schlechteste: canis (Hund), wenn alle Würfel 1 zeigten. Die tesserae hatten gleich unsern Würfeln sechs Seiten, mit 1 bis 6 bezeichnet. Mit beiden Arten von Würfeln spielte man Hasardspiele, die aber wiederholt verboten wurden. Namentlich im römischen Heere wurde dem Würfelspiel bald so leidenschaftlich gehuldigt, daß der Senat sich genötigt sah, es nur während der Feier der Saturnalien (zum Andenken an die goldene Zeit) zu gestatten, sonst aber streng zu verbieten. Noch viel leidenschaftlichere Würfelspieler als die Römer waren nach Tacitus' Bericht die alten Germanen; es war nichts Seltenes, daß sie dabei Gut und Blut verspielten, während die modernen Deutschen die Würfel mit Vorliebe doch nur zum Herauspielen der Fische benutzten. Man hat in germanischen wie in gallischen Gräbern steinerne Würfel, ganz den heutigen ähnlich, gefunden, es ist aber wohl zu vermuten, daß sie römischen Ursprungs sind. Im Mittelalter hießen die Würfel auch „Schelmenbeine“; zumal bei den „frummen“ Landsknechten spielten sie eine große Rolle; im 16. Jahrhundert gab man den Würfeln mitunter die Form von hockenden menschlichen Figuren. In der Geschichte neuerer Helden begegnen wir dem alten Blücher, der selbst am Vorabend der Schlacht bei Wigny auf der Trommel würfelte und so viel Geld verlor, daß er, den Becher fortwerfend, ausgerufen haben soll: „Hol der Teufel die Würfel und — die Franzosen!“

Fr. A.
Man muß sich zu helfen wissen. Hormayr erzählt in seinem „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte“ eine Anekdote aus dem Leben Kaiser Leopolds I. (geb. 1640, gest. 1705), die dessen sabelhafte Geistesarmut schlagend darthut. Dieser Habsburger hatte einen außerordentlich großen Mund mit herabhängender Unterlippe, den er beständig offen zu halten pflegte. Als er nun eines Tages mit seinem Günstling Portia Regal schob — seine Hauptbelustigung — fing es zu regnen an. Die fallenden Tropfen waren so dreist, sich in den offen stehenden allerhöchsten Mund zu wagen, was Leopold I. zu dem Ausrufe veranlaßte: „Schaut's, schaut's, jetzt regnet's mir gar ins Maul!“ Darauf erteilte ihm Portia den guten Rat: „Nun, so machen Euer Majestät d'Goschen zu,“ den der hohe Herr auch mit der Bemerkung befolgte: „Drauf hab' ich nit denkt. Ist a wahr!“ **Fr. A.**

Neue Bücher und Schriften.

„Alpen-Flora für Touristen und Pflanzenfreunde.“ Mit 250 farbigen Abbildungen auf 40 Tafeln nach H. R. v. Hermann. Berlin. Verlag von H. R. v. Hermann. — Die Abbildungen der verbreitetsten und schönsten Alpenpflanzen von Dr. J. L. Hoffmann. Stuttgart. Verlag für Naturkunde. — Dies bildet die 10. Lieferung (zu je 60 J.) erscheint, erfüllt seinen Zweck, den Laien in die bunte Welt der Hochgebirgsflora einzuführen und ihn durch kurze Erläuterungen zu den vorzüglichsten Ausflugs- und Bildungs- mit den wichtigsten und interessantesten Alpenpflanzen bekannt zu machen, in ganz vorzüglicher Weise. Namentlich denen, die als Touristen oder Sommerfrischler in die Berge ziehen, sei es wie allen Naturfreunden bestens empfohlen.

„Mysterium crucis.“ Roman aus der Zeit des Kaisers Nero von Felix Rabat. Regensburg. Verlagshaus von G. J. Manz. Preis brosch. 4. — Die Handlung dieses farbenreichen geschichtlichen Romans beginnt im Jahre 58 n. Chr. in Rom, wo der vom Kaiser Nero ernannte Regent, dem jüdischen Kaiser Agrippina und später auch seine Gattin Claudia zum Opfer fallen. Unter den Gerüchten seiner Regierung offenbart sich das „Mysterium des Kreuzes“ immer herrlicher, und nach dem Ende des Mysteriums, am Schluß des Romans, kann man den Sieg des Christentums, wenn er auch noch nicht entschieden ist, klar vorhersehen. Die Darstellung ist reich an ergreifenden und erhellenden Szenen, in denen von den frei erfindbaren Personen der antiken Welt, wie dem Kaiser Nero und der Kaiserin Agrippina, am meisten unsere Sympathie wecken, und hält den Leser bis zum Schluß in Spannung. — Im gleichen Verlag erschien als IX. Bandchen der Naturwissenschaftlichen Jugend- und Volksbibliothek: „Kunsthandwerker im Tierreich.“ Von Dr. K. Kiehn. Mit 38 Illustrationen. Preis brosch. 1.20. — Zunächst erzählt der Verfasser die im Tierreich der Tiere hervortretenden wunderbaren Erscheinungen des Instinkts und zieht daraus die treffendsten Beispiele. Sodann zeigt er uns, wie jener Instinkt sich in besonderer Weise äußert in den Kunstbauten der Tiere. Er führt uns vor: Kunstbauten der Säugtiere. — Kunstbauten der Vögel. — Kunstbauten der Fische. — Kunstbauten der Insekten. — Kunst und Gewerbe der Spinnweben. — Kunst und Gewerbe der Schmetterlinge. — Kunstbauten der Schnecken. Die schöne, fließende Darstellung macht die Bücher zu einem hohen Genuß. Die Illustrationen entsprechen allen Anforderungen der modernen Illustrationstechnik.

A. v. Diemar (W. Marthen): „Die feiern wir doch jetzt?“ Erster Teil: Aufführungen, Vorträge, Ausreden, Scherz, Festgedichte u. s. w. für eine Person, ferner Hochzeitsreden, Tischreden, Toasts, Begrüßungen zu Hochzeiten u. s. w. zu grünen, silbernen, goldenen und andern Hochzeiten. Stuttgart. Schwabacher Verlagshaus. (Preis 1. —) — Welchen Zweck das Buchlein hat und was es bietet, legt der Titel deutlich genug auseinander. Fast immer herrscht, wenn irgendwo eine Hochzeit bevorsteht, lebhafteste Nachfrage nach solchen Gelegenheitsabhandlungen. Scherzen u. s. w., wie man sie hier in reichem Maße zusammengefaßt findet. Es sind lauter Originalerzeugnisse, bald ernst, bald heiter, alle aber hübsch und ansprechend.

„Meine Erinnerungen an Richard Wagner.“ Von Ludwig Schmunn. Stuttgart. Fr. Frommanns Verlag (G. Haub). (Preis brosch. 1.50.) — Allen Verehrern des Bayreuther Meisters werden die Aufzeichnungen willkommen sein, die einer seiner getreuesten Jünger hier zusammengestellt hat; darüber hinaus ist vieles davon aber auch für die Kunst- und Kunstgeschichtlichen von Bedeutung. In drei Abteilungen gliedert der Verfasser seinen Bericht über seine Beziehungen zu Wagner und seine persönlichen Begegnungen mit ihm; die Hauptgespräche mit Wagner über geistige Themen, nach dem Materialien ihres Inhalts geordnet, und endlich den Versuch einer Charakteristik von des Meisters menschlicher Persönlichkeit, wozu dann als Anhang noch von Schmunn bald nach Wagners Hinscheiden in Basel gesprochene, tief empfundene Gedächtnisworte kommen.

Clementine v. Wallmann: „Coblen der Schwelgen vom roten Kreuz.“ Die bayrischen Frauenvereine in München: „Die weibliche Berufspflege. Die Krankenpflege von Männern durch Frauen.“ Die Stellung der Coblen im modernen Krankenhaus.“ München. J. F. Lehmann. Preis 1. —. — Wohl kaum in einem andern Werke vermag die Frau so lebendig zu wirken wie in der Krankenpflege, und trotzdem ist gerade diese weibliche Berufspflege am wenigsten angegriffen und verachtet worden. Natürlich finden sich, wie in allen Berufen, auch unter den Krankenpflegerinnen einige, die den hohen Anforderungen nicht gewachsen sind, die namentlich in ständlicher Hinsicht an sie gestellt werden müssen. Vereinzelt tadelnswürdige Vorkommnisse in den Kreisen der sogenannten „freien Schwelgerinnen“ sind nun in ganz unbedeutender Weise verallgemeinert, zudem noch übertrieben worden und haben den Grund zu neuen Angriffen geliefert. Dagegen wendet sich eine der besten Frauen, die Coblen des Krankenhauses vom roten Kreuz in München, in der obigen Schrift, die namentlich alle Frauen lesen sollten. In den darin enthaltenen Vorträgen, die ein hoher Idealismus durchweht, vertritt sie die Schwelgerinnen in einer so eindringlichen und überzeugenden Weise, daß gegen ihre sachverständigen Ausführungen wohl kein ernstlicher grundsätzlicher Widerspruch erhoben werden kann. Auch die Bedürfnisse und alle Kräfte dieser Schrift ihre Aufmerksamkeit schenken; wir empfehlen sie um so lieber, da der Ertrag ein Erholungsbeitrag für die Schwelgerinnen dienen soll.

*) Abkürzung von boatswain = Hochbootsmann.

(Fortsetzung folgt.)



König Albert von Sachsen †.



Königin-Witwe Carola von Sachsen.

Der Thronwechsel in Sachsen.

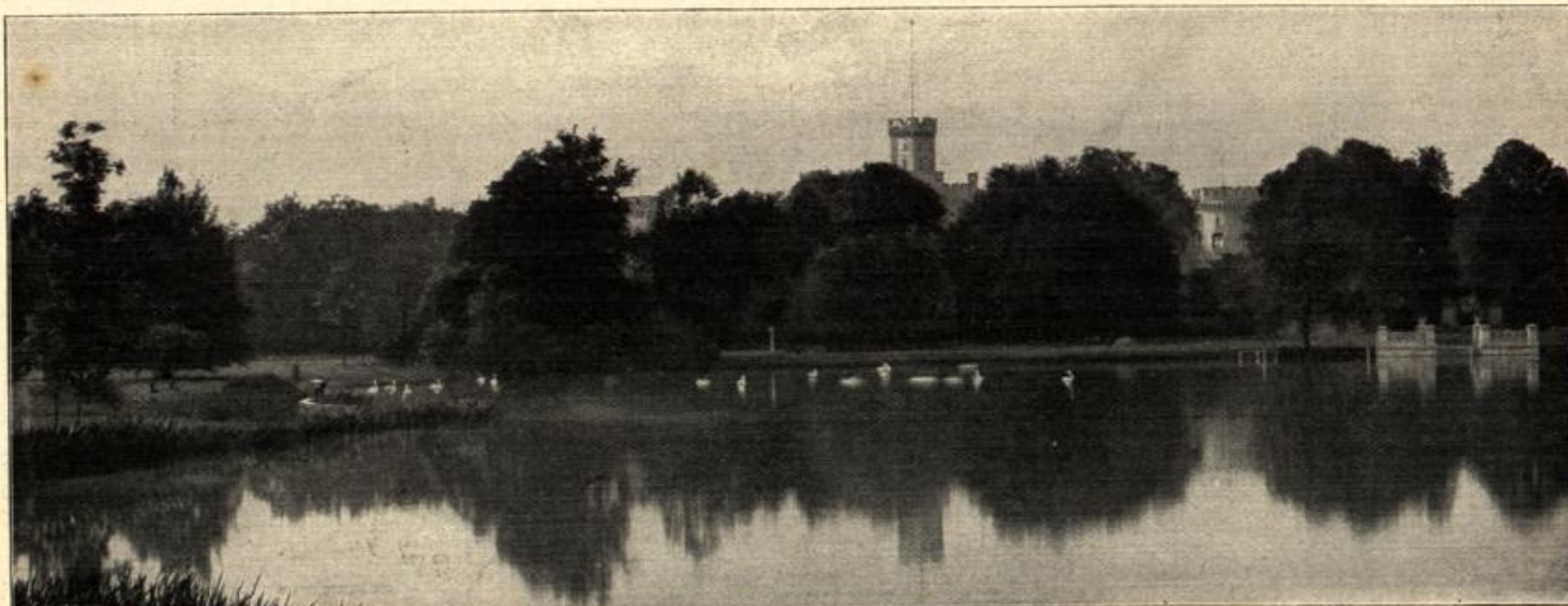
Mit dem am 19. Juni verstorbenen greisen König Albert von Sachsen ist der letzte der großen Feldherren des deutsch-französischen Krieges aus dem Leben geschieden. Er war geboren zu Dresden am 23. April 1828 als der älteste Sohn des Prinzen und nachmaligen Königs Johann von Sachsen und seiner Gemahlin, der Prinzessin Amalie von Bayern. Nach sorgfältiger Vorbildung bezog der Prinz 1847 die Bonner Hochschule und betrat dann die militärische Laufbahn. Im schleswig-holsteinischen Feldzug von 1849 empfing er die Feuertaufe und half die Düppeler Schanzen erstürmen. Am 18. Juni 1853 vermählte er sich mit der Prinzessin Carola von Wisa, mit der er eine überaus glückliche Ehe geführt hat.

Im Jahre 1866 deckte Kronprinz Albert nach der Schlacht von Königgrätz mit seinen unerschütterten gebliebenen Regimentern den Rückzug des Benedek'schen Heeres. Nach dem Friedensschluß reorganisierte er die Armee nach preussischem Muster und führte 1870/71 sein sächsisches (XII.) Armeecorps gegen den gemeinschaftlichen Feind. Die Sachsen gewannen hohen Ruhm vor Metz, bei Sedan und vor Paris, und ihr Kronprinz, der auf dem Vormarsch gegen Paris den Oberbefehl über die Maasarmee übernahm, fand als Feldherr die bewundernde Anerkennung selbst eines Moltke; er brachte die Generalstabswürde aus dem glorreichen Kriege heim. Am 29. Oktober 1873 starb König Johann, und Kronprinz Albert bestieg den Thron. Er nutzte die Jahre des Friedens, die ihm fortan beschieden waren, aus zur Durchführung zeitgemäßer Re-



König Georg von Sachsen.

formen auf den Gebieten der Verwaltung, des Verkehrs, des Unterrichts und zur Förderung von Industrie und Handel wie der Künste und Wissenschaften. König Alberts Erholung war das Weidwerk; noch in den letzten Wochen seines Lebens birschte er in dem umfangreichen Wildpark von Sibyllenort in Schlesien. Unter den Schlössern, die der Monarch besaß, bevorzugte er besonders dieses, 1884 vom Herzog von Braunschweig geerbt, wo er auch die Augen geschlossen hat. — Da die Ehe König Alberts kinderlos geblieben, so wurde durch seinen Tod der Bruder, Prinz Georg, auf den Thron berufen. Der nunmehrige König Georg von Sachsen ist am 8. August 1852 geboren, vollendet also demnächst sein siebenzigstes Lebensjahr. Auch dieser zweite Sohn König Johanns hat, mit vortrefflicher Bildung ausgerüstet, frühzeitig die militärische Laufbahn eingeschlagen; es war ihm gleichfalls beschieden, sich auf den Schlachtfeldern Böhmens und Frankreichs soldatische Lorbeeren in reichstem Maße zu erwerben. Am Tage des Einzugs der siegreichen Truppen in Dresden zum General der Infanterie befördert, erhielt er am 9. November 1873 den Befehl über das XII. Armeecorps; seit 1887 ist er Generalinspekteur der 2. Armee-Inspektion und seit 15. Juni 1884 Generalfeldmarschall. Auch um das politische, wissenschaftliche und künstlerische Leben des Landes hat er sich verdient gemacht. König Georg ist Witwer, seit seine Gemahlin, Infantin Maria Anna von Portugal, am 5. Februar 1884 verstarb. Der Ehe entsprossen fünf Kinder, von denen der älteste Sohn, Prinz Friedrich August, dereinst seinem Vater auf dem Throne folgen wird.

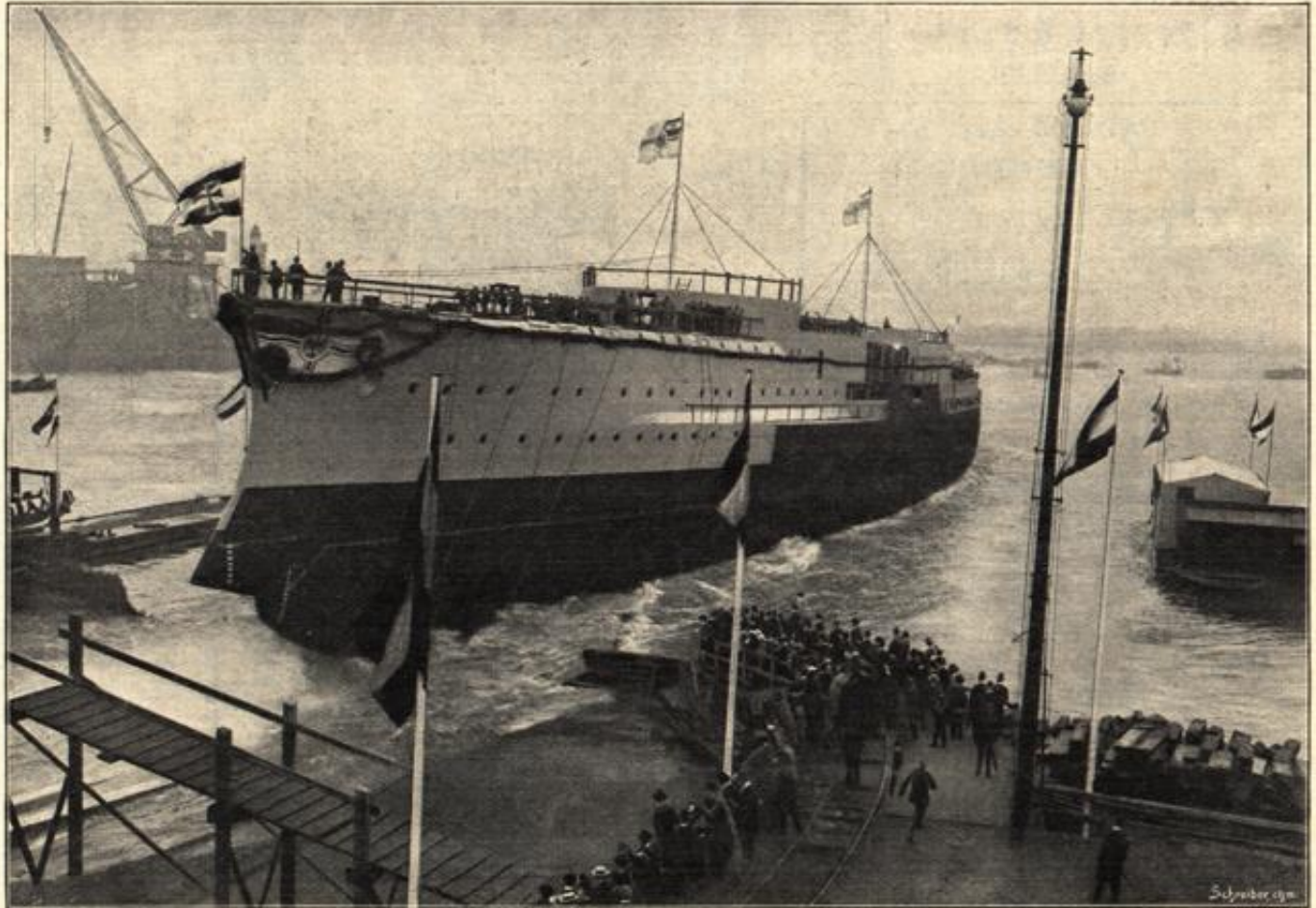


Phot. Ch. van Delden, Dresden

Schloß Sibyllenort, wo König Albert am 19. Juni entschlafen ist.

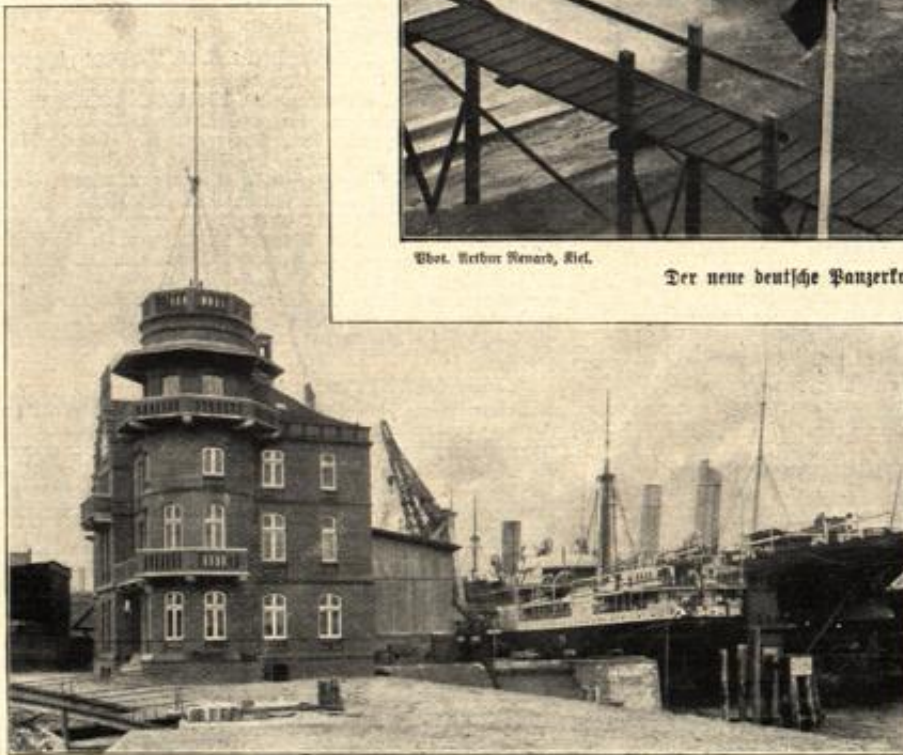
Aus hohen Kreisen.

Fürstliche Buchdrucker. Hofrat Alfred Böckel, Stadtbibliothekar in Mainz, veröffentlicht im „Archiv für Buchgewerbe“ (Heft 5, Verlag des deutschen Buchgewerbevereins, Leipzig) einen längeren Aufsatz, der sich mit den fürstlichen Persönlichkeiten befaßt, die in den letzten vierhundert Jahren Gutenbergs Kunst erlernt und ausgeübt haben. Den Reigen eröffnete Reichsfürst Nikolaus Radziwill, der den Beinamen „der Schwarze“ trug (1515–1565). Außer Ludwig XIV., der schon in seinem zehnten Lebensjahre den Buchdruck erlernte, und der Dauphine von Frankreich Maria Josepha, zählt die französische Königsfamilie fünf ausübende Buchdrucker. Kaiser Joseph II. besaß in seinem Arbeitszimmer eine Presse mit allem Zubehör. Der nachmalige Kaiser Friedrich III. erhielt bereits 1843 von Haniel in Berlin Unterweisung in der Handhabung des Buchdrucks, und vom jetzigen König Eduard VII. von England sollen noch Bilder vorhanden sein,



Phot. Arthur Renard, Kiel.

Der neue deutsche Panzerkreuzer „Prinz Friedrich Karl“ nach dem Stapellauf in Hamburg.



Das neue Rotes Haus im Hamburger Hafen.

die ihn im Kittel eines Buchdruckers am Sekstaken darstellen. Im ganzen zählt Böckels verdienst- und mühevoller Arbeit 30 Angehörige europäischer Fürstenhäuser, die von Gutenbergs Jüngern zu ihren „Kollegen“ gerechnet werden dürfen.

Marine.

Das neue Rotes Haus im Hamburger Hafen ist zu dem Zweck errichtet worden, daß von der Kuhwärder Spitze aus die anlangenden Schiffe mit Hafenlotfen besetzt werden können, was sich vom Elblotswachschiff nicht bewerkstelligen ließ. Im Rotes Haus befinden sich die Bureau des Hafenmeisters und seiner Gehilfen, außerdem Schlaf- und Wohnräume für die Lotsen, die hier einen zehn- bis vierzehnstündigen Dienst haben. Auch die Mannschaften des Lotsenwachschiffes haben hier ihre Unterkunftsräume. Seitwärts auf der Abbildung gewahren wir die Docks von Blohm & Voß, wo sich augenblicklich der Schnelldampfer „Kaiser Friedrich“ befindet, der als Ersatz für die von einem Unfall betroffene „Deutschland“ für die Fahrten Hamburg-Amerika hergerichtet wird.

Auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg lief am 21. Juni der neue große Panzerkreuzer „Erfah König Wilhelm“ vom Stapel. Prinz Friedrich Leopold war von Borkum, seine Gattin von Kiel zu dem Taufakte eingetroffen, an dem auch Staatssekretär v. Tirpitz, Bürgermeister Moendelberg und der kommandierende General des 9. Armee-corps v. Maffow teilnahmen. Die Ehrencompagnie mit Musik war von dem 81. Infanterieregiment gestellt. Prinz Friedrich Leopold hielt eine kurze Laudatio, die mit einem dreifachen Hurra auf den Kaiser schloß, worauf die Prinzessin, indem sie eine Flasche Schaumwein am Bug zerstellte, das Schiff „Prinz Friedrich Karl“ taufte. Hierauf wurde der letzte Halt gelöst, und unter dem Präsentieren der Ehrencompagnie und dem endlosen Hurra der Menge glitt das Schiff zu Wasser. Unsere Abbildung zeigt es unmittelbar nach dem Stapellauf.

Naturwissenschaftliches.

Das kleinste Wirbeltier ist ein neuerdings auf den Philippinen entdecktes Fischehen, das den Namen Misticthys luzonensis erhalten hat. Seine Länge beträgt in ausgewachsenem Zustande im Durchschnitt nicht mehr als 13 Millimeter, die größten Exemplare überschreiten nicht 15 Millimeter, die kleinsten haben eine Länge von weniger als 10 Millimetern. Diese Fischehen sind fast durchsichtig, besitzen aber einige schwarze Punkte auf dem Rücken und schwarze Kiemen. Sie finden sich in einem See des südlichen Luzons und werden von den Eingeborenen mit Vorliebe gegessen.

Technik.

Eine neue Art des Diamantenschliffes hat ein großes Antwerpener Haus eingeführt. Aus Brüssel wird dem „Verl. Vol. An.“ darüber geschrieben: Der gegenwärtig angewandte Schliff giebt dem zum Brillanten sich eignenden Stein eine Gesamtheit von 58 Flächen (Facetten). Jetzt soll diese Anzahl auf 80 gebracht werden, und der obere Teil des Steines, der sogen. Spiegel, wird an Stelle der glatten Fläche acht Facetten tragen, die dem Schliff des Diamanten, der unter dem

Namen Rose bekannt ist, ähneln. Die kleinen Facetten oder Sterne, die jetzt dreieckig sind, werden in Zukunft eine viereckige Form haben. Die „colette“ des Brillanten verschwindet auf diese Weise und wird durch acht Facetten ersetzt. Endlich werden die acht Facetten, die bisher das Bodentück ausmachten, eine Pfeilerartige Form erhalten. Die neue Methode ist von einem in Amerika lebenden Holländer erfunden worden und erhöht nach dem Gutachten von Kennern den Wert des Steines in ganz unverhältnismäßiger Weise.

Bildende Kunst.

Die Wiederherstellung des Erechtheion. Seit langem war die Rede von der Restauration des Erechtheiontempels auf der Akropolis von Athen. Soeben hat nun die dortige archäologische Gesellschaft einen Kredit von 20.000 Drachmen bewilligt, um diesen Plan auszuführen. Die meisten Fragmente des Gebäudes liegen zusammen mit den großen Marmorplatten der Kassettendecke auf dem Boden, und es wird ein leichtes sein, den Besuchern dieses Tempels eine fast genaue Vorstellung seines ursprünglichen Zustandes zu geben. Die Karyatidengalerie, die sich daran anlehnt, wird bei dieser Restauration gleichfalls berücksichtigt werden. Wird aber, so fragt ein Pariser Blatt, England die Karyatide und die ionische Säule der Ostfassade, die Lord Elgin seinerzeit nach London fortgeschafft hat, zurückgeben?

Denkmäler.

An der senkrecht abfallenden Felswand des Wildkirchli im Kanton Appenzell, das Joseph Viktor v. Scheffel durch seinen „Erlhard“ berühmt gemacht hat, ist eine Gedenktafel für den Dichter angebracht worden. Die in Bronze gegossene Platte, von der wir bereits in Heft 3 unsern Lesern eine Ansicht vorführten, trägt nach der Zeichnung des jungen Schweizer Künstlers Boesch das von einem Lorbeerkranz umrahmte Brustbild des Sängers, daneben die Inschrift: „Dem Dichter des Erlhard seine dankbaren Verehrer.“ Die Tafel erinnert an den einsamen Gast, der im Jahre 1857 „sieben Tage und sieben Nächte“ auf dem Aescher und der Ebenalp hauste, dort die Stimmung suchte und fand für die prächtige Schilderung des Refugiums, das Erlhard nach seiner Flucht vom Hohentwiel auf dem Wildkirchlein gewonnen.



Phot. A. Krenn, Zürich.

Einweihung der Scheffel-Gedenktafel am Wildkirchli im Kanton Appenzell.

Allerlei Kurzweil.

Kapfkräusel.

GRUSS aus dem SEEBAD!



Liebes Jünnel!

Gestern kam ich hier her und habe ein
feinestes Unterkommen beim Lippa Ueber
Tornow gefunden. Das fette ein kleines
Fischchen zu servieren, mit blaf gelack
eten modernen Einrichtung, aber ganz ge
nünftig, nicht weit vom Strand —
5 Minuten, vor rufte. Ich habe jetzt
bei Lungenentzündung im Garten, feinsten Rufe
ringel, vorhin fette ich den Lungen, jetzt
steht nun einmal Mann am Strand, von Nahrung
schaltet der Lungen der Lungen zu mein
Lip — ab ist fette fette!

1000 Grüsse!
P. Jünnel fette.

Auf der Lungen fette ich fette in der,
Lip. Ein Lippa fette fette!

Im Text dieser Ansichtskarte sind die Namen von 12 deut
schen Flüssen versteckt. Welche sind dies?

Geographische Aufgabe.

a
a a a
a a a a
a a b c d e
e e e e e e
e f f h h h i i j
l l l l m m n n n n
o o o o p p r r r r
r r r s s s s s
s t t t t t
u u u v w
w x x
z

Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so zu stellen, daß
die mittlere Senkrechte gleich der mittleren Waagrechten wird
und für die Waagrechten sich folgende Bezeichnungen ergeben:

1. Buchstabe, 2. Stadt in Frankreich, 3. Stadt in Griechenland,
4. Stadt in Russland, 5. Stadt in England, 6. Stadt in Britisch-
Nordamerika, 7. Stadt in Sachsen-Gotha, 8. Stadt der indo-
britischen N. W. Provinzen, 9. Stadt in Brasilien (Deutsche
Kolonen), 10. Stadt in Venezuela, 11. Stadt in Preußen,
12. Luftort in der Schweiz, 13. Buchstabe.

Scherzrätsel.

Ein Wortwort bin ich, reißest du
Das Herz mir aus verwegen,
So nenn' ich dir, zu was man geht
Auf gut' und schlechten Wegen.

Rätselprung-Königszug.

und	dem	nig	fo	dem	pur	von	trän	ü
ber	den	la	li	von	men	dem	ber	se
das	gru	ho	klang	pur	flü	da	schwang	wach
jorn	was	fen	je	der	so	gelu	die	ter
schlecht	feru	brei	fo	li	den	fen	int	rot
er	in	mit	har	helm	gelu	hü	ü	horn
den	fen	raub	wei	von	und	freu	gaß	den
gaß	nen	dem	tier	tritt	len	fen	die	ber
schritt	nicht	men	trän	dank	nen	ber	fen	ter
lei	se	men	von	neh	die	schü	tö	blaf

Silberrätsel.

Wie sie schäumt, brutalen Sinns entglommen,
Meine erste Silb', zwiefach genommen;
Wie es schäumt, wenn meiner Silben zweite
Steigt zur Höhe, daß sie Lust bereite;
Und wie's schäumt, wenn im Tatenbrange
Sich das Ganze nähert deiner Wange.

Worträtsel.

Ich weise dir manch' Erdensönlichkeit,
Lod' dich, hellleuchtend, zu mir her;
Doch wenn verdunkel' ich dein Leben,
So klein ich bin, ich drücke schwer.

Vereinzelte bin ich eine Mauer.
Du stehst dahinter, nicht davor;
Verdoppelt aber eine Brücke.
Ein weit geöffnet Eingangsthor.

Doch nimmst und gleibst du mir ein Zeichen,
So trenn' ich nicht, ich halt' nur auf,
Und über mein verlängert Wesen
Strebt weiter der Gedankenlauf.

Auflösungen der Rätsel Seite 580.

Des Bilderrätsels: „Delphischer Dreifuß“: Wenn
man die in den beiden Rauchföulen befindlichen Buch
staben, und zwar erst bei der linken, dann bei der rechtsseitigen,
jedesmal von unten nach aufwärts zeilenweise abliest (wobei die
Buchstaben in jeder Zeile von links nach rechts zu ordnen sind),
so ergeben beide Rauchföulen den Text: 1. GLAUBEN IST
NI 2. CHT SO LEICHT, die außer dem Rauche stehenden
Buchstaben geben von oben nach unten zeilenweise die Worte:
ALS MAN GLAUBT.

Des Buchstabenrätsels: Sion. Siden. Ton. O nie!
— Sidonie.

Des Buchstabenrätsels: Kabul, Ararat, Rentier,
Lette, Galla, Harba, Tacitus, Jensor, Kalmus, Ostern, Waag.
— Karl Guklow, Uriel Acosta.

Des Silberrätsels: Panama.

Des Streichrätsels:

„Kam war der Schöffel in ihren Reihn,
Da grüßten ihn die Engelein
Mit einem „Te deum laudamus“;
Dann aber griff Petrus zum Rheinweinglas
Und rief: „Freund Viktor, ich komm' dir was,
Jetzt singen wir „Gaudeamus!““

Des Worträtsels: Mainz — Main — Min — Rain —
Rainz.

Lösung des Spruch-Preisrätsels in Heft 15:

Diele — Jden — Schaft — 7 — Ring — t — Leiden. Die
Leidenschaft bringt Leiden.

Die ausgesetzten 29 Preise (Heft 1 S. 25, Preis 22—50) fielen
folgenden Lösern zu:

22. Gärner, C. Nürnberg. 23. Mühl, N. Frankfurt a. M.
24. Schell, C. Gaarg. 25. Maschov, C. Wolgast. 26. Schmitt,
Heinrich, Niederseifers. 27. Springer, N. Dreikühn.
28. Weisenfeld, N. Gutsirchen. 29. Wesque, R. Stadtbredimus.
30. Wigger, O. Klüg. 31. Werber, Dr. R. Troppau. 32. Stroki, C.
Straßburg. 33. Unger, N. Ettenhausen. 34. Schorr, N. J.
Grottau. 35. v. Wilcz, C. Eperies. 36. Schumann, F. Kiel.
37. Müller, C. Rayen. 38. Wagner, N. Dahlebrück. 39. Waller,
Luise, Oberhollabrunn. 40. Frey, P. Göttingen. 41. Mathern,
C. F. Othofen. 42. Nigal, M. u. S. Mannheim. 43. Arndt, C.
Straßburg. 44. Ref, P. Wien. 45. Plate, F. Lüdenscheid.
46. Wöste, J. C. Zürich. 47. Felten, R. Lody. 48. Knieß,
P. Saulin. 49. Kauffmann, C. Osterfeld. 50. Heydorn, C.
Barmen.

Weitere richtige Lösungen sandten ein:

Albin, Anna, Domnau. Backofen, N. Siebenlehn. Bauer,
Heinr., Coesfeld. Bing, C. Niga. Breiten, S. Bonn. Dewald,
R. Köln. Einslage, F. Lennep. Ervens, J. Nachen. v. Freus
enjen, Joh. Wien. Gaiser, R. Neustadt a. S. Gerlach, C.
Larnowit. Gertner, S. Bonn. Galm, C. Köln-Ehrenfeld.
Gausa, Anna. Breiburg. Hoffmann, A. Seilsburg. Köster, C.
Beverungen. Laft, N. Greifenberg. Lichterfeld, C. Barop.
Müller, F. Nüblingen. Obel, A. Gersdorf. Pazowsky, C.
Niemes. Pfefferkorn, A. Berlin. Dr. M. P. in W. Schmierer,
Sylvia, Galah. Schuchardt, M. Langenfelde. Schulz, D.
Lauban. Wagner, Dr. M. Joidau. Zirbel, A. Plathe.

Aus Küche, Haus und Hof.

Leberuppe. Man befreit 80 Gramm
Kalbs- oder Geflügelleber von den Häuten,
hackt sie klein, dünstet die Hälfte davon
mit etwas gehackter grüner Petersilie oder
mit Zwiebeln in frischer Butter bei mäßigem
Feuer, giebt sie samt der rohen Leber in
1/2 Liter Fleischbrühe, kocht alles leicht auf,
läßt es durch ein Sieb passieren und bindet
mit einem Eigelb. Die fertige Suppe muß
einige Minuten im Wasserbad erwärmt
werden.

Steirische Saftfleisch. 1 Kilo gutes
Rindfleisch wird, nachdem es von Haut,
Fett und Sehnen befreit ist, in große Wür
fel geschnitten. Unterdessen hat man in
einer Kasserolle 90 bis 100 Gramm Butter
heiß werden lassen, thut das Fleisch hinein,
fügt etwas Salz und Pfeffer, zerhackten
Wurzelwert und einige Gewürzkörner bei
und läßt das Fleisch, wohl zugedeckt, unter
öfterem Umschütteln weiß dünsten. Nach
Verlauf einer Stunde rührt man einen
Löffel Mehl darüber, läßt das Fleisch damit
anziehen, gießt nach einer Weile einige
Löffel saure Sahne und eine Obertasse
kräftige Bouillon dazu, dämpft das Fleisch
darin vollends weich und treibt vor dem
Anrichten die Tunke durch ein Sieb. —
Pakt sehr gut zu Knödel aller Art.

Wurstbrötchen. Von 500 Gramm Mehl,
250 Gramm Butter, einem Ei und etwas
Wasser oder Milch wird ein Teig gemacht
und soviel geknetet, daß man ihn ausrollen
kann; wenn er ausgerollt ist, schlägt man
ihn wieder zusammen, rollt ihn wieder aus
und wiederholt dies zwei- bis dreimal. Das
letzte Mal muß der Teig einen guten Messer
rücken dick sein, man schneidet ihn dann
in Streifen, legt fingerlange Stücke Brat
würst darauf, bestreicht die Streifen mit
etwas Ei, schlägt sie über dem Wurstfleisch
zusammen, schneidet die Brötchen ab, drückt
die Enden zusammen, bestreicht die Brötchen
mit Ei und bäckt sie im Backofen. Man
kann die Brötchen auch rund drehen, muß
sie dann aber reichlich noch einmal so lang
nehmen.

Französische Omelette. Zwei Eßlöffel
geriebene Semmel kocht man mit 1/2 Liter

Milch einige Minuten lang, bis die Milch
alles Brot aufgesaugt und sich eine dichte,
breiartige Masse gebildet hat; dann stellt
man diese auf die Seite, schlägt vier Ei
gelbe, eins nach dem andern, hinzu, salzt,
würzt mit einer Prise Muskatnuss, mischt
den steifen Schaum von vier Eiweiß leicht
darunter, bäckt die Omelette in einer Ome
lettepfanne mit einem Löffel heiß gemachter
Butter, rollt sie, wenn sie auf einer Seite
gebacken, schnell zusammen und giebt sie
zu Tisch.

Orangencrème mit Sahne. Man reibt
ein 1/2 Kilo schweres Stück Zucker an einer
Orange ab, giebt dies mit dem Saft von
drei Orangen und einer Zitrone sowie
mit 15 Gramm weißer Gelatine in ein
irdenes oder porzellanenes Töpfchen und
kocht unter vorsichtigem Rühren alles auf,
bis sich der Zucker und die Gelatine voll
ständig gelöst haben; dann nimmt man das
Töpfchen vom Feuer und rührt, bis die
Masse kalt ist, fügt 1/2 Liter zu steifem
Schaum geschlagene Sahne hinzu, gießt
die Masse in eine mit frischem Wasser
ausgespülte (nicht ausgetrocknete) Pudding
form, stellt diese bis zum Erstarren aufs
Eis und stürzt die Crème. Die dichte, süße
Sahne wird mit einem Schaumbesen zu
Schnee geschlagen und der bereits geschla
gene Sahneschaum auf ein Haarsieb zum
Abtropfen gegeben, das Abgetropfte zur
übrigen Sahne gegossen und so fortgefahren,
bis alles zu Schaum geworden.

Kirschen einzumachen in Fruchtgelee.
Dieses ganz besonders wohlschmeckende
Eingemachte hält sich vortrefflich. Man
kocht 2 Kilo Zucker mit 1/2 Liter Himbeer
saft und 1/2 Liter Johannisbeersaft klar
und schäumt gut ab. Hierauf legt man
1 1/2 Kilo süße, ausgesteinte schwarze Kirschen
und ebensoviele reife, ausgeleerte Amarillen
oder Weichsel behutsam in den Sirup und
läßt alles unter häufigem Umrühren kochen
bis zur Geleeprobe. Erstarrt ein Tropfen
der Flüssigkeit, so fällt man das Ein
gemachte in Steintöpfe oder erwärmte
Gläser, läßt austüpfen, bedeckt mit Rum
papier und bindet gut zu. Anna Berg.

**Beim Einkochen von Fruchtmasse und
Fruchtmarmelade** empfindet man das
Spritzen sehr unliebsam, das leicht kleine
Brandwunden an den Händen verursacht.
Man thut deshalb gut, sich für diesen
Zweck Schutzhüllen zu machen, zu denen
abgenutzte feine Herrenbaumwollsocken treff
lich geeignet sind. Man zieht den Fuß ein
fach in die Strumpflänge, legt die fast
immer zerrissene Ferse glatt hinein und
näht sie fest. Man steckt beim Gebrauch die
Hand mühelos hinein, sie hat in der Hülle
auch genügend Spielraum, und sie sowohl
wie das Handgelenk sind gegen das Spritzen
beim Einkochen geschützt.

Die vielen verschiedenen Sommerfrüchte
kann man lieben Gästen auf originelle,
reizvolle Weise darbieten. Man nimmt
ein größeres blütenloses Fuchsenbaumchen,
umgibt den Topf mit rosafarbenem Krepp
papier, das man in feine Fältchen gelegt
hat, umschlingt das Papier oben und unten
mit lichtgrünem Bande und bestreift dies
letztere wieder mit frischen Blüten. An das
Baumchen selbst bindet man in buntem
Durcheinander die Früchte, wie Erdbeeren,
helle und dunkle Kirschen, gelbe und weiße
Himbeeren, weiße und rote Johannis
beertrauben, Stachelbeeren in verschie
denen Farben, Blaumen, Reineclauden,
Mirabellen und Aprikosen. Man befestigt
die Früchte an ihren Stielen mittels feiner
grüner Fäden an dem Baumchen und stellt
es mitten auf den Tisch. Es wird mit
seinem lockenden Schmuck ein ganz wunder
hübsches Aussehen gewinnen.

Auf Reisen in die Papierwäse mit Stoff
überzug der Leinenwäse entschieden vor
zuziehen, denn ein jeder wird sich der
Schwierigkeit erinnern, Leinenwäse unter
wegs — wenn man nicht in größerem Orte
längere Zeit weilt — richtig gewaschen,
gestärkt und geplättet zu erhalten. Wer
transpiriert, wird allerdings eine beträcht
liche Anzahl zumal von Kragen verbrauchen,
aber trotzdem die Stoffpapierwäse vor
ziehen, weil sie sehr bequem ist. Auf prak
tische Weise kann man übrigens einmal
gebrauchte Papiertragen, wenn sie nicht

durch zu starken Schweiß sehr gelitten haben,
reinigen und noch einmal tragen. Man
reibt zu diesem Zweck den Kragen oder die
Manschetten mit einer ganz schwachen Chlor
lösung ab, spült diese mit Wasser herunter
und legt die Sachen so lange in Zugluft,
bis der Geruch verschwunden ist. Mit
mäßig heißem Eisen wird der Kragen oder
die Manschette dann noch geplättet; sie
sind wieder tadellos sauber.

**Wer unter feinen Gurken unanständige
Kerne, verkümmerte oder sonst zu Salaten,
Gemüse oder zum Einmachen nicht brauch
bare Früchte hat, kann diese zur Herstel
lung einer pikanten Abendspeise im Haus
halt nützlich verwenden.** Man braucht
einen Teller voll zu beliebiger Form zer
schnittener, geschälter Gurken, die man mit
etwas Butter unter Zusatz guter Liebig
bouillon gar schmort und mit gekochten,
in Scheiben geschnittenen Kartoffeln und
ebenso zerteiltem gekochten Schinken in eine
Form gießt. Man übergießt die Speise
mit saurer Sahne, die mit geriebenem
Parmesan, Salz und Pfeffer verquirlt
ist, und bäckt sie dann eine Viertelstunde.
— Außerdem kann man solche Gurken zur
Herstellung von Gurkenbutter benutzen. Die
geschälten, von Kernen befreiten Früchte
werden fein gerieben, mit schaumig ge
rührter Butter, etwas Zucker, Zitronensaft
und fein geriebenen Kräutern vermischt und
zu Fisch- oder Fleischspeisen gegeben, auch
wohl zum Bestreichen von gerösteten Brot
schnitten verwandt.

**Der Aufenthalt im Freien an kühlen
Sommerabenden** kann uns durch die Plage
geister von Mücken oft ganz verleidet wer
den. Wo nicht Herren in der Gesellschaft
sind, deren Zigarrenrauch die blutgierigen
Mücken vertreibt, muß man sie anderweitig
zu verschrecken suchen. Am besten gelingt
dies, wenn man gewöhnliche Räucherkerzen
auf dem Tisch, um den man sitzt, verteilt,
und zwar so, daß bei jeder Person etwa
zwei dieser Kerzen stehen. Die Kerzen wer
den angezündet und halten durch den leisen,
von ihnen aufsteigenden Rauch die Mücken
fern.

Luise Goll.